



Die Einsteiger.
Wie aus Praktikanten Journalisten werden.

Concordia Versicherungen
**Weil die vor einer
Beratung individuell
recherchieren.**

CONCORDIA.
EIN GUTER GRUND.

 **CONCORDIA**
Versicherungen

Karl-Wiechert-Allee 55 · 30625 Hannover · Tel. 05 11/57 01-18 70 · www.concordia.de



nr-Werkstatt:
Die Einsteiger.
Wie aus Praktikanten Journalisten werden.

4 Vorwort

Was brauchen junge Journalisten?*Drei Antworten von Journalisten-Ausbildern*

- 9 ERMUNTERUNG. Geliebte Katastrophe**
Prof. Dr. Bernhard Pörksen, Universität Tübingen
- 13 HALTUNG ... und wofür man sie im Journalismus brauchen kann**
Prof. Dr. Volker Lilienthal, Universität Hamburg
- 19 AUSBILDUNG. Fit für die Zukunft.**
Ulrich Brenner, Deutsche Journalistenschule München
-

Wie gelingt der Berufseinstieg?*15 Journalisten im Interview*

- 31 „Wie ein Sechser im Lotto“**
Anna Marohn, DIE ZEIT
- 40 „Wer einen guten Plan B im Kopf hat, der sollte Plan B machen“**
Dr. Eva-Maria Schnurr, Freie Journalistin, Hamburg
- 50 „Wo alles miteinander verschmilzt“**
Jens Radü, SPIEGEL ONLINE
- 57 „Die Kontakte waren Gold wert“**
Lukas Heiny, Gruner + Jahr Wirtschaftsmedien
- 66 „Die wichtigste Geschichte meiner Karriere“**
Malte Arnsperger, Freier Journalist, München
- 72 „Nach drei Jahren konnte ich vom Journalismus leben“**
Katja Bigalke, Freie Journalistin, Berlin
- 81 „Ein freies Wochenende, das ist kostbar“**
Christian Kamp, FAZ

- 89 **„Zum ersten Mal im Leben kann ich sagen: Ich bin angekommen“**
Claudia Weingärtner, BILD
- 95 **„Man muss auch mal sagen: Nö, das will ich nicht!“**
Christian Fuchs, Freier Journalist, Berlin
- 103 **„‘Irgendwas mit Medien’ – das wollen Tausende“**
Juliane Fliegenschmidt, WDR, Redaktion ARD-Morgenmagazin
- 110 **„Skepsis ist die Grundhaltung“**
Jens Uehlecke, ZEIT WISSEN
- 117 **„Herzensbildung schadet auch im Journalismus nicht“**
Ulrike Ufer, NDR
- 128 **„Meine Nische habe ich in Amerika gefunden“**
Lars-Marten Nagel, dpa
- 139 **„Das Volontariat war wie ein Traum, der wahr wurde“**
Anne Preger, WDR
- 147 **„Viele regen sich ja über ihren Chef auf – ich hätte gerne einen Chef“**
Christine Pander, Freie Journalistin, Stuttgart
-

Der Kampf ums Volontariat

- 155 **Germany's next Top-Volontär**
Das Protokoll eines Bewerbungsmarathons
- 160 **„Wir wollen keine Leute, die uns nach dem Mund reden“**
Adrian Schimpf, Gruner + Jahr, im Interview
- 170 **„Die Ellenbogen können gar nicht spitz genug sein“**
Juliane Bergmann, Carsten Christian, Laura Schneider
- 176 **Impressum**

| Vorwort

„Ein talentierter Nachwuchsjournalist findet auch heute noch einen guten Job“. Mit diesem Satz überraschte Giovanni di Lorenzo vor ein paar Monaten in einem Interview. Er klingt, als sei alles in Ordnung beim Einstieg in den Journalismus, als müsse man sich bei ausreichender Begabung keine Sorgen machen. Doch wer dieses Zitat mit jungen Journalisten in der Ausbildung diskutiert, der wird vor allem Protest ernten. Die Einwände liegen auf der Hand: Der Berufseinstieg ist nicht nur eine Frage des Talents, die guten Jobs sind rar, Niederlagen im Kampf um Praktika und Volontariate sind ebenso der Normalfall wie Kompromisse bei der Wahl von Arbeit- und Auftraggebern. Vielen Nachwuchsjournalisten fehlt die Zuversicht, sie schätzen ihre Chancen auf dem Markt pessimistisch ein. Wer von ihnen hat recht – der Chefredakteur der ZEIT oder der Nachwuchs?

Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte. Die Zahl vernünftiger Stellenangebote ist gering, um Volontariate und Plätze an den Journalistenschulen bewerben sich Hunderte, viele freie Journalisten können nicht von ihren Honoraren leben, ein journalistisches Prekariat entsteht. Diese Rahmenbedingungen leugnet auch di Lorenzo nicht: „Es ist richtig, dass die Zeiten härter geworden sind.“ Aber natürlich gibt es immer noch viele junge Journalistinnen und Journalisten, die trotz aller Widrigkeiten im Journalismus Fuß fassen. Das sind die Einsteiger – sie wollen nicht länger Praktikanten sein, sie machen den Journalismus zu ihrem Beruf.

Auf diesen Schritt müssen junge Journalisten schon in der Ausbildung vorbereitet werden. Denn je näher das Ende der Ausbildung rückt, umso drängender werden die Fragen: Welche Wege führen überhaupt noch zu einer festen Stelle oder einer sicheren Existenz als freiberuflicher Journalist? Werden sich all die Anstrengungen lohnen – oder soll man besser gleich nach Alternativen suchen? Welchen Wert haben Ideale im journalistischen Alltag?

„Trotziges Dennoch“

Die vorliegende „netzwerk-recherche-Werkstatt“ versucht, Antworten auf diese Fragen zu finden. Sie will aber mehr sein als ein bloßer Ratgeber. Sie will demonstrieren, dass engagierter Journalismus auch für Berufseinsteiger möglich ist. Nicht nur das Machbare, sondern auch das Wünschenswerte soll das Denken der Nach-

wachsjournalisten bestimmen. Daraus ergeben sich fünf Forderungen an die Journalisten-Ausbildung.

- 1.) Den angehenden Journalisten muss auf der einen Seite ein realistisches Bild von der Berufswelt vermittelt werden. Die Arbeitsbedingungen unter dem Spardiktat vieler Verlage und Sender, die Selbstaussbeutung freier Journalisten, die Bedeutung von Kontakten und Netzwerken beim Berufseinstieg – die Nachwuchsjournalisten müssen wissen, was sie erwartet. Ganz offen erklärt Adrian Schimpf, Leiter der Personal- und Managemententwicklung beim Hamburger Verlag Gruner + Jahr, in dieser Werkstatt, nach welchen Kriterien er die Bewerber für ein Volontariat beurteilt und warum Stellenanzeigen nur in Ausnahmefällen geschaltet werden. Das Protokoll einer Bewerbung um einen Volontariatsplatz zeigt, wie auch das Scheitern einkalkuliert werden muss.
- 2.) Auf der anderen Seite müssen Journalisten-Ausbilder aber auch Mut machen, zum Verwirklichen der eigenen Wünsche motivieren, der vorausseilenden Resignation entgegenwirken. Bernhard Pörksen diagnostiziert in seinem Essay, „dass sich viele junge Leute, die in diesen Beruf wollen, ihren eigenen Wünschen und Träumen mit einer gewissen Verzagtheit und eben jener latent depressiven Grundstimmung nähern, die man Tag für Tag mit ihnen einübt. Sie sind schon glücklich, wenn sie nur einen Praktikumsplatz bekommen – egal, wo und unter welchen Umständen“. Das ist fatal, denn entmutigt kann kein selbstbewusster Berufsstart gelingen. Ein „trotziges Dennoch“ sei gefragt, resümiert Volker Lilienthal in seinem Beitrag.
- 3.) Gleichzeitig muss sich die Journalisten-Ausbildung stärker auf die Vermittlung journalistischer Werte und professioneller Standards konzentrieren, um sich von den „Irgendwas-mit-Medien“-Angeboten abzugrenzen. Die Ausbildung von Journalisten sei heute „auch so etwas wie eine Abwehrschlacht – die Abwehr von Angriffen auf früher unbestrittene Wertmaßstäbe in diesem Beruf“, schreibt Ulrich Brenner, der Leiter der Deutschen Journalistenschule in München, in seinem Beitrag. In der Tat: Nicht erst beim Berufseinstieg beginnt die Deformation der journalistischen Prinzipien. Schon die Journalisten-Ausbildung verändert derzeit ihr Gesicht. Unter dem Eindruck des schwierigen Arbeitsmarktes für junge Journalisten implementieren Hochschulen und andere Einrichtungen beispielsweise PR-Elemente in die Ausbildung der Nachwuchsjournalisten – sie engagieren

Pressesprecher in der Lehre, kooperieren durch mit Unternehmen und Verbänden bei der Planung und Durchführung von Seminaren, modifizieren das Curriculum, entwickeln hybride Studiengänge oder bieten praktische PR-Übungen an. Die Folge: Viele Journalisten in spe entwickeln PR-Konzepte für Unternehmen, statt Recherche oder das Schreiben einer Reportage zu trainieren.

- 4.) Ziel der Journalisten-Ausbilder muss es sein, mit ihren Absolventen Jens Jessen zu widerlegen, der vor einiger Zeit in der ZEIT über ein Leben für den Lebenslauf klagte und schrieb: „Die Praktikanten und Berufsanfänger akzeptieren bis zur Charakterlosigkeit jede Bedingung, jede eingespielte Dummheit, jede ethisch bedenkliche Praxis“. Daraus folgt: Die Berufseinsteiger brauchen Rückgrat und ein festes Wertesystem, wenn die Anpassung an redaktionelle Strukturen und Hierarchien beginnt, wenn Jahresverträge disziplinierende Wirkung entfalten, wenn lukrative PR-Aufträge die eigene Unabhängigkeit gefährden, wenn die Recherche unter die Räder gerät. Christian Fuchs, freier Journalist, bringt es im Interview auf die Formel: „Man muss auch mal sagen: Nö, das will ich nicht!“
- 5.) Als Ansporn und Orientierungshilfe brauchen Nachwuchsjournalisten Vorbilder – Journalistinnen und Journalisten, die ihren eigenen Weg gegangen sind. In diesem Sinne fordert Volker Lilienthal in der Journalisten-Ausbildung „das gelebte publizistische Beispiel: Kolleginnen und Kollegen, die Leidenschaft entfalten, Kompetenz beweisen, mutig gegen Mächtige sind. Und die es dann noch vermögen, anderen den Weg dorthin zu weisen. Überzeugende Haltung zum tatkräftigen Nachleben.“

Entschlossen statt verzagt

Diese fünf Ziele verfolgt auch die vorliegende „netzwerk-recherche-Werkstatt“. Im Mittelpunkt stehen dabei 15 junge Journalisten, die seit ein paar Jahren im Beruf sind. Sie sind die Einsteiger. Sie sind da, wo die Absolventen gerne hin wollen – in den Redaktionen, in den Netzwerken freier Journalisten, im Kreis der Träger anerkannter Journalistenpreise, im Gedächtnis der Chefredakteure und Ressortleiter. Ihre Berufsbiographien sind so vielfältig wie die Tätigkeiten, die sie heute ausüben. Eines haben sie jedoch gemeinsam – die Entschlossenheit, die nötig ist, um seinen Platz im Journalismus zu finden.

Die Einsteiger reflektieren im Interview mit Studierenden der Universität Hamburg ihren persönlichen Berufseinstieg und ihre aktuellen Jobs; sie berichten aus erster Hand über Weichenstellungen, Glücksfälle und Hürden. Dabei kommen Print-, Online-, Radio- und TV-Journalisten ebenso zu Wort wie fest angestellte und freiberufliche Journalisten. Die Interviews sind im Rahmen von zwei Lehrveranstaltungen an der Universität Hamburg im Wintersemester 2008/2009 und im Wintersemester 2009/2010 entstanden. Insgesamt 33 Studierende, die demnächst selbst vor dem Einstieg in den Journalismus stehen, haben sich erklären lassen, wie der Schritt vom Praktikanten zum hauptberuflichen Journalisten gelingen kann.

Wir danken allen Interviewpartnern, dass sie uns so geduldig Rede und Antwort standen und dass sie den langen Produktionsprozess dieser Werkstatt mit großer Sympathie begleitet haben. Unser Dank gilt aber auch den Kolleginnen und Kollegen am Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg, die das Kooperationsprojekt mit netzwerk recherche e. V. von Anfang an tatkräftig unterstützt haben.

Thomas Schnedler, Hamburg /Berlin, Juni 2010

Dokumentationen



Die Dokumentationen

nr-Werkstatt:
Quellenmanagement

nr-Werkstatt:
Interview-Kulturen

nr-Werkstatt:
Fact-Checking

nr-Werkstatt:
Werte und Orientierungen

können kostenfrei gegen einen adressierten und ausreichend frankierten Rückumschlag (DIN C5, 1,50 Euro) beim netzwerk recherche bezogen werden.

Bezugsadresse:
netzwerk recherche e.V.
Geschäftsstelle
Stubbenhuk 10, 5. OG
20459 Hamburg

www.netzwerkrecherche.de
info@netzwerkrecherche.de



Was brauchen junge Journalisten?

Drei Antworten von Journalisten-Ausbildern

ERMUNTERUNG. Geliebte Katastrophe

Prof. Dr. Bernhard Pörksen, Universität Tübingen



Warum die Ausbildung von Printjournalisten utopische Nüchternheit braucht – und weshalb das apokalyptische

Gerade vom Untergang der Zeitungen längst kontraproduktiv geworden ist.

Es gibt Sätze, die im Bewusstsein bleiben. Ein Satz dieser Art stand vor ein paar Jahren in der Süddeutschen Zeitung. Es war der Tag, an dem die täglich gedruckte Berlin-Seite des Blattes aus Kostengründen eingestellt wurde. 100 gute Gründe hatte die Redaktion dort zusammengetragen, die eigentlich für Berlin sprächen. Grund Nummer 38: „Weil man nirgends mit so vielen arbeitslosen Journalisten Milchkaffee trinken kann.“ Erkennbar war man beim Schreiben dieses Satzes auf der Suche nach der richtigen Tonlage – einer Form der melancholischen Heiterkeit in den

Zeiten einer beginnenden Depression. Seit diesem Tag hat sich, so wird allgemein konstatiert, nicht sehr viel zum Positiven geändert. Eine Generation junger Kreativer steht zunehmend unter Druck. Zahlreiche luxuriöse Spielwiesen des Journalismus sind planiert. Es fehlt in vielen Redaktionen an Geld für investigative Geschichten und aufwändige Recherchen. Zeitungshäuser stellen ihre Volontärsausbildung ein, geben ihre Lehrredaktionen auf, Volontäre bekommen keine Anschlussverträge mehr. Journalistenschulen reduzieren ihr Angebot. Kurzum: Die Beobachter der

Krise hat längst eine doppelte Krise erreicht, die sich aus einer Melange konjunktureller und struktureller Ursachen zusammensetzt.

Newspaper Death Watch

Und es stimmt schon: Die schlechte wirtschaftliche Lage minimiert zum einen das Anzeigenaufkommen und ruiniert eine wesentliche Erlösquelle der gesamten Branche (Zeitungen finanzieren sich bis zu zwei Dritteln über Anzeigen). Das Internet sorgt überdies dafür, dass existenziell wichtige Einnahmen wegbrechen, Anzeigen abwandern, die nicht mehr zurückgewonnen werden können. Und die User sind – dies erweist sich als nicht mehr korrigierbarer Fehler – längst an die Gratskultur gewöhnt und wollen für hochwertige publizistische Angebote und Nachrichten nicht bezahlen. Die Folge: Der gedruckte Qualitätsjournalismus droht seine tradierte ökonomische Basis zu verlieren – ohne dass Alternativen in Sicht wären und sich das Trägermedium einfach austauschen ließe.

Viele US-Zeitungen sind, so weiß die Fraktion der Apokalyptiker zu berichten, längst hoch verschuldet, verlieren kontinuierlich an Auflage und an Werbeeinnahmen. Zwölf Zeitungen sind, so dokumentiert der Blog *Newspaper Death Watch*, seit 2007 vom Markt verschwunden; andere erscheinen längst nur noch im Netz. Nur ein einziges,

allerdings symbolträchtiges Detail: Im April vergangenen Jahres gewannen die Reporter der *New York Times* gleich fünf Pulitzer-Preise, die renommierteste journalistische Auszeichnung des Landes. Am Vortag hatte die *New York Times Co.* einen Verlust von 62 Millionen Dollar bekannt gegeben. „Es ist vorstellbar geworden“, so heißt es in einer Titelgeschichte des *Time-Magazine* zum Thema, „dass in einigen Großstädten in naher Zukunft keine eigene Zeitung mehr erscheinen wird und dass Zeitschriften und Nachrichtenagenturen mit lediglich ein paar fest angestellten Journalisten ausgestattet sein werden.“

Und auch hierzulande stellt sich die Situation alles andere als rosig dar, auch das muss man einräumen. Denn in deutschen Redaktionen wird nach Kräften gespart, werden lokale Redaktionsbüros geschlossen oder ausgelagert, kommt es zu Entlassungen, zentralisiert man die Berichterstattung, legt ganze Redaktionen zusammen (so z. B. im Falle der *Wirtschaftstitel* von Gruner + Jahr). Der *WAZ*-Konzern hat sich inzwischen von 300 seiner einstmaligen 900 Redakteure bei den *NRW*-Blättern getrennt; die *Hannoversche Allgemeine Zeitung* baut jede zehnte Stelle ab. Überregionale Qualitätsblätter wie die *Süddeutsche Zeitung* und die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* müssen drastisch sparen. Deutsche Tageszeitungen haben in den letzten

zehn Jahren etwa fünf Millionen Käufer verloren, zahlreiche Magazine sind vom Markt verschwunden oder ächzen unter der Anzeigenflaute. Sie müssen die Preise erhöhen, aufwändige Recherchen zurückfahren. Sie sind häufiger geneigt, PR-Beiträge zu übernehmen oder den Lesern im Gewand journalistischer Berichterstattung Reisen oder Bücher des eigenen Unternehmens anzudienen – mit allen Folgen für die Glaubwürdigkeit des Journalismus und den Seriositätsappeal des Gewerbes insgesamt.

Vergiftete Stimmung

Nur noch die Hälfte aller freien Journalisten kann, so schätzt der Deutsche Journalisten-Verband, überhaupt von seinem Einkommen leben. Die Folge: Es entsteht ein journalistisches Prekariat, das sich von Job zu Job hangelt. Und der Printmarkt wird längst als „Dead Tree Industry“ verspottet. Der Medieninvestor David Montgomery (ehemals Berliner Zeitung u. a.) hält – ein Beispiel für eine allein profitfixierte Arroganz – das gesamte Business inzwischen für eine „sinnlose, egoistische Obsession mit toten Bäumen.“

Blogger und Medienjournalisten und auch ziemlich gelenkig agierende Medienwissenschaftler überbieten sich mit ihren oft euphorisch-brüllenden Prognosen, wann die letzte Zeitung gedruckt wird, was in der Zusammenschau bedeutet: Die Akteure, die Beob-

achter des Journalismus und die Verleger, die nicht wissen, was kulturelles Kapital ist, trainieren in einer seltenen Form der Einigkeit das apokalyptische Bewusstsein. Und sie tun dies in einer längst kontraproduktiv gewordenen Art und Weise. „Wozu noch Zeitung?“ fragt man sich zum Beispiel. Oder auch: „Wozu noch Journalismus?“ Das ist in etwa so, als ob ein Gärtner seinen Leuten die Frage entgegen schleudert: „Wozu noch Blumen? Warum noch Pflanzen?“

Noch einmal: Der selbstreflexive Negativismus der Branche hat ein Ausmaß erreicht, die in den Ausbildungseinrichtungen des Landes die Stimmung vergiftet – und bei aller berechtigten Krisenrhetorik doch vergessen lässt: Der Journalismus ist nach wie vor ein wunderbarer Beruf, den man allerdings auch kaputt reden kann. Und: Noch gibt es – jenseits der leichtfertig verachteten Printmedien – kein publizistisches Forum, das in ähnlicher Weise Themen von allgemeiner Relevanz auf die Agenda zu setzen vermag, sie überhaupt professionell auszuwählen und publikumsgerecht zu arrangieren versteht.

Im Ermutigungsgeschäft

Was sich inzwischen beobachten lässt, ist, dass sich viele junge Leute, die in diesen Beruf wollen, ihren eigenen Wünschen und Träumen mit einer

gewissen Verzagtheit und eben jener latent depressiven Grundstimmung nähern, die man Tag für Tag mit ihnen einübt. Sie sind schon glücklich, wenn sie nur einen Praktikumsplatz bekommen – egal, wo und unter welchen Umständen, aber es wäre schon das Endziel aller Träume, wenn die Zusage dann doch von einem Leitmedium käme.

Die Konsequenz in dieser Phase der schädlichen Selbstkonditionierung lautet daher: Lehrende an Journalistenschulen, Lehrende in der Journalistik und der Medienwissenschaft müssen momentan verstärkt im Ermutigungsgeschäft tätig werden. Es kann nicht sein, dass sie die Schreckensmeldungen nur reproduzieren und die Begründung für eine vorauseilende Verzagtheit empirisch fundieren. Es ist gerade die Aufgabe der Universitäten und der nicht direkt vom Markt abhängigen

Ausbilder, ein Labor für das Neue und Andersartige zur Verfügung zu stellen, zur Kreativität zu ermutigen, auch zu einer gewissen Kantigkeit und zu einem robusten Selbstbewusstsein – und immer wieder zu zeigen: Das Großartige des Berufs ist, dass man mit einer Idee, die noch niemand hatte, sehr weit kommen kann.

Das ist ganz gewiss kein Plädoyer für einen frei schwebenden Idealismus, aber doch für mehr Neugier, für mehr Mut und eine andere Lust an der publizistischen Kreativität, die von einer utopischen Nüchternheit gespeist wird, ohne die man einfach nur betrübt im Bestehenden verharrt. Und vielleicht lässt sich mit dieser Haltung der utopisch gestimmten Nüchternheit sogar eines Tages der längst vorschnell beerdigte Printjournalismus retten. Und die Süddeutsche legte ihre Berlin-Seite einfach wieder auf. Wer weiß?

Bernhard Pörksen ist Professor für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen. Er arbeitet seit vielen Jahren auch als Journalist und Sachbuchautor. Gemeinsam mit seinen Studenten und dem Journalisten Jens Bergmann schrieb er mehrere Bücher (Trendbuch Journalismus, Medienmenschen, Skandal!). 2008 wurde Bernhard Pörksen zum „Professor des Jahres“ gewählt.

HALTUNG ... und wofür man sie im Journalismus brauchen kann

Prof. Dr. Volker Lilienthal, Universität Hamburg



Haltung – was ist das eigentlich? Eine Wohlverhaltensregel von gestern, eine altmodische Vorschrift aus dem Knigge? Ein Blick in die

Medienpraxis lässt vermuten: Der Idealbegriff hat zwar Konjunktur, doch ist seine gelebte Praxis in vielen Redaktionen unterentwickelt.

Haltung wurde traditionell mit Engagement assoziiert, mit Kritik und anwaltlichem Journalismus. Und heute? Da scheint eine Überschrift zu einer Theaterkritik in der „Frankfurter Rundschau“ das moderne Minimaletos vieler auf den Punkt zu bringen: „Unterhaltung ist auch eine Haltung.“

Worauf man gleich mit Jürgen Lode- mann, Schriftsteller und früherer Fernsehredakteur des Südwestfunks (jetzt SWR), antworten möchte, der „Unterhaltung“ als „Untenhaltung“ deklinierte. Doch in der Tat: Nicht wenige Berufskollegen, jüngere zumal und nicht nur vom vielgeschmähten „Kommerzfernsehen“, zählen heute das Amüsement zu ihren vorrangigen beruflichen Pflichten, häufig schon vor der Information.

Journalismus als bloße Unterhaltungsfunktion, gar mit der Absicht einer ideologischen Anpassung seiner Rezipienten – das kann unsere Sache nicht sein. Eher schon meint Haltung im journalistischen Sinne den aufrechten Gang beim Erkennen, Vermitteln und Kritisieren, Fairness im Umgang mit den Objekten unserer Berichterstattung, aber auch unsere autonome Haltung gegenüber deren Interessensstandpunkten und Sichtweisen. Und das gilt für jedes Gegenüber, ohne Ansehen von Rang, Stand und Würde.

Haltung meint also unabhängiges Recherchieren, Berichten und Kommentieren im Geiste radikaler Freiheit, aber auch der Verantwortung gegenüber

schützenswerten Gütern wie zum Beispiel der Demokratie.

Kontrolleure und Kritiker jeder Macht

Heinrich Heine schrieb 1843/44 in „Deutschland. Ein Wintermärchen“ über die Deutschen: „Sie stelzen noch immer so steif herum, / So kerzengrade geschneigelt, / Als hätten sie verschluckt den Stock, / Womit man sie einst geprügelt.“ Vor allem diese Haltung des Untertans, historisch glücklicherweise überwunden, kann es nicht sein. Sondern: Der selbstbewusste Journalist, die mutige Journalistin, sie sind keine staatstreuen Duckmäuser, sondern Kontrolleure und Kritiker jeder Macht, in welcher Gestalt sie sich auch zeigen mag. Doch bleibt ihre grundgesetzlich verbürgte Freiheit, so zu handeln und sich zu äußern, immer auch eine gebundene Freiheit. Das heißt konkret: Auch der radikale Kritiker darf gerne Verfassungspatriot bleiben.

Im ARD-Interview „Farbe bekennen“ hat der damalige Präsidentschaftskandidat Joachim Gauck am 11. Juni 2010 sein persönliches Ethos mit den Begriffen „Ermutigung“ und „Begrenzung von Schwäche und Angst“ umschrieben. Gefragt nach dem von ihm zu erwartenden Politikstil fuhr er fort: „Mich würden Haltungen von Menschen interessieren, die Haltungen von Bürgern, die sich entweder fürchten oder Kraft und Fantasie entwickeln, wenn schon

ein Monster existiert, dieses zu bekämpfen oder seine Wirkungsmöglichkeiten zu begrenzen.“

„Haltung“ – da ist sie wieder. Offenbar etwas, das man gut brauchen kann als Überlebenshaltung in einer Welt der Widrigkeiten und was auch immer sich hinter der Chiffre „Monster“ verbergen mag. Haltung, so verstanden, ist ein haltbarer, wirklichkeitserprobter Nexus aus moralischen Grundsätzen, aber auch praktischen Kommunikationsstrategien und, last but not least, professionellen Kompetenzen.

Bloßes Meinen genügt nicht mehr

Was heißt das konkret? Hohe Moral allein hilft nicht, wenn wir sie nicht umsetzen können in kommunikative Akte, die erstens unsere Partner im Rechercheprozess und zweitens die Rezipienten unserer Artikel, Sendungen, Blogs zu überzeugen vermögen. Diese Art praktischer und praktizierter Moral aber funktioniert nur dann, wenn sie fußt auf unseren Kompetenzen – unseren handwerklichen und unseren analytischen. Unserem Denkvermögen. Denn die komplexen Wirklichkeiten, über die wir berichten (wollen) – sie müssen erst mal verstanden sein.

Nur so also, durch diesen Dreierbund, wird Haltung nachhaltig. Nur so verankert sie sich in uns, in einer dauerhaften Berufsausübung ohne Abnutzung unserer Prinzipien durch Routinen,

und nur so wird sie in der Welt da draußen Eindruck schinden, Wirkung zeitigen. Denn auch das gehört zur Moderne und ihrer „Übertribunalisierung“ (Odo Marquard): Bloßes Meinengnüß nicht mehr, jedenfalls nicht für Journalisten, um die verbürgte Meinungsfreiheit überzeugend wahrzunehmen. Alles, was wir publizieren, muss sehr gut begründet sein, fundiert aus der Kraft der Recherche und restlos rational vorgetragen – was Leidenschaft in der Sprache nicht ausschließt. Nur solche journalistische Kritik, die aus erarbeiteter Kompetenz heraus spricht, deren Belege von unabweisbarer Evidenz sind, wird akzeptiert werden, kann eine Art kommunikativer Autorität entfalten, mit der sich Betroffene und Verantwortliche auseinandersetzen müssen und die dem Publikum wirklich hilft bei der eigenen Meinungsbildung.

Auf dich haben wir nicht gewartet

Im Blog carta.info war unlängst ein Essay zu lesen, aus dem wir einem Satz herzlich gerne zustimmen: „Das Wesensmerkmal für Qualitätsjournalismus ist im jungen 21. Jahrhundert wieder einmal der notwendige an Personen gebundene Idealismus.“ Ansonsten stand viel Unsinn darin, auch Widersprüchliches: Qualitätsjournalismus habe „Unwortpotenzial“ und sei ein „durch die journalistischen Eliten aufgebautes moralisches Bollwerk“.

Aber so viel ist ja richtig: Die aufrechte Haltung, die oben skizziert wurde, ist heutzutage, zumal für Berufsanfänger, nur sehr schwer durchzuhalten. Zu sehr signalisiert das mit sich selbst und seiner Refinanzierungskrise beschäftigte Mediensystem den Neuen, Jungen und Kreativen: Auf dich haben wir nicht gewartet. Und wenn wir dich überhaupt nehmen, dann pass dich gefälligst an – an die innerredaktionelle Hackordnung und auch an die journalistischen Formate des Üblichen. Nur nichts Neues ausprobieren, Kopieren alter Meister und dann selber einer werden, und bitte nur keinen Ärger machen, keinen Anzeigenkunden brüskieren, keinen klagefreudigen Anwalt provozieren. Blickt man auf die real existierenden Widerstände für freien Journalismus selbst in einem Rechtsstaat – als da wären: unzureichende Einnahmen vom Publikum und aus Werbung, also Personalabbau in den Redaktionen, dann die zunehmend erfolgreiche PR-Manipulation am so genannten Content, der ja eigentlich eine autarke Domäne von uns Journalisten sein sollte, schließlich die zunehmenden juristischen Beschränkungen unseres beruflichen Handelns, kommen sie nun vom Kontrollstaat oder von Unternehmen und Privatleuten, die Geld genug haben, um Recht und Richter als Zwangsmittel gegen freie, aber missliebige Berichterstattung einzusetzen –, blickt man auf all das, könnte

man Journalismus heute für einen gefährlichen Beruf halten, der sich nicht lohnt.

„Traumjob“ –

diese Übertreibung verwehlt

Materiell stimmt das leider: Reichtum hält dieses Gewerbe nur noch für die wenigsten Schreiber bereit. War früher die Anstellung als Redakteur der normale Verlauf in einem Journalistenleben, so ist es heute das Dasein als freier Wort- und Bildunternehmer. Es stimmt – aber doch nicht ideell. Da lohnt sich der Journalismus noch immer, ja: Er wird gebraucht. Wer darf das schon: endlos fragen, Politiker, Manager und Verwaltungen mit unserer Wissbegier zur Weißglut treiben, so lange, bis wir das vollständige Bild zusammengetragen haben – und das alles im Auftrag der Öffentlichkeit. „Traumjob“ – diese Übertreibung verwehlt. Doch ein toller, bedeutsamer Beruf ist Journalismus noch immer.

Wahr ist aber eben auch, was Jan Krone in carta.info schrieb: dass es ohne den „notwendigen an Personen gebundenen Idealismus“ nicht geht. Journalisten heute brauchen ein ungeheures Maß an intrinsischer Motivation, sie brauchen Leidenschaft und Mut, und sie dürfen Selbstaubeutung nicht als entmutigenden Würdeverlust erleben. Das alles sind notwendige Investitionsbeiträge von Journalisten, denen an Aufklärung

gelegen ist, die ihren Beruf als Dienst an der Gesellschaft verstehen.

Hehre Ideale, das alles. Leicht gesagt, schwer getan. Und doch muss es sein, mindestens versucht werden: die unabhängige Haltung des neutralen, des unbestechlichen Beobachters, des intelligenten Analytikers von typischen Zeitströmungen, des unbequemen, auch rücksichtslosen Kritikers von Missständen, wo immer und wann immer es denn sein muss (Kritik als Prinzip allerdings, Aggressivität als hohle Haltung wäre ein anderer Irrweg, ebenso wie die journalistische Anpassung, die heute so üblich geworden ist).

Vorbilder und Mutmacher

Ein trotziges Dennoch ist also gefragt. Was können Wissenschaft und Ausbildung dazu beitragen, dass das Zeigen von Haltung gelingt? Was sie nicht können: die oft hinderlichen Arbeitsbedingungen ungeschehen machen. Aber doch helfen bei deren Verständnis: damit das autoritäre Gebaren eines Chefredakteurs oder der Stress beim Recherchieren und Produzieren – beides wird heute oft schon simultan verlangt – nicht übermächtig werden und jede Motivation abwürgen. Wer die Zusammenhänge besser versteht, wird sich nicht entmutigen lassen und immer mal wieder Luft schöpfen können.

Was es in der Ausbildung auch und zunehmend braucht, ist das gelebte

publizistische Beispiel: Kolleginnen und Kollegen, die Leidenschaft entfalten, Kompetenz beweisen, mutig gegen Mächtige sind. Und die es dann noch vermögen, anderen den Weg dorthin zu weisen. Überzeugende Haltung zum tatkräftigen Nachleben.

Nach so viel Theorie ein persönliches Wort zum Schluss: Mein erster Lokalchef hieß Achim Feldmann, ein Mann mit Haltung, voller Kompetenz und Inte-

resse – und ein Mutmacher von hohem Grad. Als ich mich als junger Volontärpraktikant in seiner Redaktion an den ersten kritischen Berichten versuchte, über Umweltverschmutzung ebenso wie über Neonazis, dabei nicht immer geschickt agierend, ich lernte ja noch, und der Ärger mit den betroffenen Kreisen nicht ausblieb, bemerkte Feldmann nur trocken: „Mach weiter so – Hauptsache, sie rühren sich.“

Volker Lilienthal ist Inhaber der Rudolf-Augstein-Stiftungsprofessur für Praxis des Qualitätsjournalismus an der Universität Hamburg. Bis zu seiner Berufung war er verantwortlicher Redakteur des Fachdienstes „epd medien“ in Frankfurt am Main.

Leif Kramp und Stephan Weichert | Die Meinungsmacher

Ein Blick hinter die Kulissen des Medienbetriebs: politischer Journalismus zwischen Realitätsverlust, Sensationsrummel und Wichtigtuerei.

»Wer das Mit- und Gegeneinander von Politik und Medien im Treibhaus Berlin zwanzig Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung besser verstehen will, findet in diesem Buch eine ebenso aufschlussreiche wie anregende Analyse.«

Christian Meier, *kressreport*



| Hoffmann und Campe |

AUSBILDUNG. Fit für die Zukunft

Ulrich Brenner, Deutsche Journalistenschule München



Was eine qualitätsbewusste Journalisten-Aus-

bildung heute leisten muss.

Als Werner Friedmann, der damalige Chefredakteur der „Süddeutschen Zeitung“, im Januar 1949 mit einer Anzeige in der „Münchener Abendzeitung“ die erste Lehrredaktion seiner neuen Journalistenschule ausschrieb, kündigte er an, jeder der am Ende ausgewählten 20 Bewerber werde die Chance erhalten „in einer von namhaften Münchner Journalisten geleiteten Lehrredaktion alle praktischen Erfahrungen des Zeitungsmannes sich anzueignen“. Des Zeitungsmannes. Es war zunächst also eine reine Zeitungsausbildung. Trotz der Bedeutung des Radios, nicht zuletzt in der Nazizeit und im Krieg, waren die Väter der Journalistenschule offenbar der Meinung, Qualitätsjournalismus finde vor allem in den Tageszeitungen statt. Friedmann sprach von dem „Versuch der Heranbildung einer journalis-

tischen Elite im Rahmen einer Zeitung-redaktion, aber zugunsten der gesamten deutschen Presse“ – also wohl aller damaligen Medien.

Des Zeitungsmannes also. Man könnte das Wort auch anders betonen: des Zeitungsmannes. 20 junge Leute wolle man aufnehmen, stand in jener Ausschreibungsanzeige, und dann wörtlich: „Die Zahl der weiblichen Teilnehmer wird vier nicht überschreiten.“ Vier also von 20 – nach der Aufnahme-prozedur waren es dann 17 Männer und vier Frauen. Ein Schlaglicht auf die Verteilung der Geschlechter in den Medien der jungen Bundesrepublik.

Heute ist es auf den Treffen der Journalistenausbilder regelmäßig ein mal mehr, mal weniger heiß, aber ein immer diskutiertes Thema, dass die Klassen an den Schulen oder die Volontärs-

gruppen, was die Verteilung der Geschlechter anbetrifft, immer unausgewogener werden: Der Anteil der Frauen nimmt offenbar von Jahr zu Jahr zu. Manche Institutionen machen sich Sorgen, ob Gruppen, die aus 17 weiblichen und drei männlichen Teilnehmern bestehen, überhaupt noch als kreatives Team funktionieren können.

Annette Hillebrand, die Leiterin der Hamburger Akademie für Publizistik, hat vor einiger Zeit die Entwicklung trocken kommentiert: „Ist doch klar, immer wenn es mit einem Berufsstand bergab geht, nimmt die Anzahl der Frauen in diesem Beruf zu.“ Michael Geffken schrieb im VDZ-Jahrbuch 2008: „Die Mehrheit der Anfänger in der journalistischen Profession ist weiblichen Geschlechts.“ (...)

Wie die Steine von Stonehenge

Jahrzehntelang gab es die berühmten drei Säulen der DJS-Ausbildung: Print, Radio, Fernsehen. Inzwischen sind es also vier: Online ist hinzugekommen. Wobei das Bild von vier Säulen eigentlich falsch ist. Besser passen würde: drei Säulen und oben ein Balken quer, wie die Steine von Stonehenge: drei Tragsteine und ein Deckstein, der sie verbindet. (...)

Die Leiterinnen und Leiter der Deutschen Journalisten-Schule handelten immer nach dem Grundsatz: Wir müssen unsere Schülerinnen und Schüler

so ausbilden, dass sie sofort nach der Ausbildung als vollwertige Arbeitskraft einsteigen können in der Redaktion, in der sie in den Beruf starten wollen, gleich in welchem Medium. Dass sie fit sind für die berufliche Zukunft.

Ich denke, dass es noch nie so schwierig gewesen ist wie in den letzten Jahren, und das gilt bis heute, ein Curriculum zu entwickeln und zu realisieren, das angehende Journalistinnen und Journalisten tatsächlich fit für die Zukunft macht, nicht einmal fit macht für eine nahe Zukunft. Alle Ausbildungsinstitutionen haben in den vergangenen Jahren experimentiert, haben sich zum Teil schwer getan mit der Entscheidung, bewährte Pfade zu verlassen – und das zu Recht.

Den Grund für diese Schwierigkeiten kennen Sie alle. Es ist zum einen die dynamische technische Entwicklung im Medienbereich, vor allem das Internet, und zum anderen die veränderte Nutzung der Medien – diese beiden Veränderungen vor allem führten dazu, dass jahrzehntelang bestehende, klar umrissene Berufsbilder nicht mehr taugen, auf die hin man ausbilden könnte. Und schwierig hat es vor allem die Rasanz gemacht – und macht es – mit der sich diese Entwicklung vollzog und sich weitere Entwicklungen vollziehen werden.

Was ist von Bestand?

Wenn ich in die Chronik der DJS schaue, so sehe ich, dass früher die Zyklen, in

denen nach einem einmal gefundenen Ausbildungsplan unterrichtet wurde, immer über viele Jahre liefen, zumindest über mehrere Jahre. Natürlich drehten die Schulleiter und Dozenten immer wieder an Stellschrauben, aber wirklich große Schritte tat die DJS eben nur im Abstand von Jahren. Immer war das einmal gefundene Konzept für einige Jahre gut.

Heute fragen wir uns von Jahrgang zu Jahrgang, ja von Kurs zu Kurs, ob wir vielleicht einen Trend oder eine Innovation in der journalistischen Arbeitswelt übersehen haben, die wichtig sein könnte, wenn es um die berufliche Fitness für die Zukunft geht.

- Müssen wir unsere TV-Ausbildung ergänzen, weil Mobile-TV ganz anders gestaltete Filmbeiträge erfordert, als wir sie bisher für den größeren Bildschirm produziert haben?
- Gelten für einen Audio-Podcast völlig andere Gesetze als für einen klassischen Radio-Beitrag?
- Sind Blogs eine journalistisch relevante Mitteilungsform oder findet da nur mehr oder weniger schwachsinnige Selbstdarstellung statt? Wie relevant ist User generated content?
- Müssen wir das Management von Communities im Netz trainieren? „Social Media“ steht für mehrere Tage auf dem Stundenplan der Burda-Journalistenschule. Müssen wir Formen des Dialogs mit den Usern lehren?

- Nützt es den jungen Kolleginnen und Kollegen vielleicht mehr, wenn sie wissen, wie man einen Text für Suchmaschinen optimiert, als wenn sie die klassischen Regeln für ein sprachlich und stilistisch brillantes und gut gebautes Stück beherrschen?

- Oder auch: Müssen wir mehr Nutzwertjournalismus machen, weil das Publikum angeblich Service, Service, Service von den Medien erwartet?

- Müssen wir viel mehr Wert auf schnelles Arbeiten legen, weil zum einen das Internet ein ungemein schnelles Medium ist, weil sich aber auch die Aufgaben beispielsweise in einer Zeitungsredaktion beschleunigt haben: Sie muss in kürzester Zeit gehaltvollen Hintergrund, tiefere Erklärung liefern, wenn sie im Internetzeitalter nicht bedeutungslos werden möchte...

Ist dies oder jenes von Bestand, fragen wir uns, oder ist es halt nur eine von den vielen Säuen, die in immer kürzeren Abständen durchs Dorf getrieben werden? Der Fragenkatalog ließe sich beliebig erweitern.

Manchmal geht man als Ausbilder auch eloquenten Fortschrittspropheten auf den Leim und merkt erst mit Verzögerung, wie viel heiße Luft da oft geboten wird. Etwa wenn es heißt, Onlinejournalismus sei doch etwas völlig anderes als der Old-Media-Journalismus. Es gibt Ausbilder, die gleichsam zurückrudern und Unterrichtseinheiten zum Thema

„Onlinejournalismus“ wieder aus dem Curriculum werfen – aus der Erkenntnis heraus, dass für guten, qualitätsvollen Journalismus die gleichen Gesetze gelten, ob er nun auf Papier oder über den Bildschirm zu den Lesern oder Usern kommt.

Die neuen Trends geben ja sehr oft nicht die Journalisten vor, sondern die Manager in den Medienhäusern, denen die neuen Techniken, auch zum Beispiel das viel einfachere Bedienen technischer Geräte wie Kameras oder Schnittcomputer, ganz neue, verlockende Möglichkeiten bieten, kaufmännische Kreativität zu entwickeln – sprich zu sparen. Mit dem Bild von der eierlegenden Wollmilchsau sind diese Tendenzen oft beschrieben worden.

Längst wurden in Verlagen Online- und Printredaktionen zu einer Mannschaft vereinigt – eine vernünftige Neuorganisation, wie ich finde –, es wurden die Hörfunk- und die Fernseh-Programmdirektionen von Sendern zusammengelegt und mit den Onlineaktivitäten verschmolzen. Eine „starke trimediale Redaktion, die das Aktuelle macht“, so beschrieb einmal die RBB-Intendantin Dagmar Reim ihre Vorstellung.

Dagegen ist überhaupt nichts zu sagen. Aber die Versuchung ist natürlich groß, mit der Restrukturierung von Redaktionen gleich auch Geld zu sparen: weniger Teams aus Journalist, Kameramann und Tontechniker einzusetzen,

stattdessen VJs, Video-Reporter, die ihre Beiträge alleine drehen und hinterher auch noch den Cutter sparen, weil sie selbst schneiden.

Und die Ausbilder sollen die jungen Leute liefern, die das alles können und klaglos machen, als Praktikanten möglichst erst mal einige Monate kostenlos und später für wenig Geld.

Journalistenausbildung muss crossmedial sein

Was heißt das alles für die Ausbildung? Natürlich haben wir an der DJS VJ-Ausrüstungen angeschafft und trainieren mit unseren Schülerinnen und Schülern diese inzwischen nicht mehr ganz neue Art, als „Ein-Mann-Team“ journalistisch fürs Fernsehen oder fürs Internet zu arbeiten. Wir machen das nicht nur möglichst praxisnah und effizient, sondern weisen auch sehr kritisch auf die Grenzen dieser Arbeitsweise hin und auf den Verlust an journalistischer Qualität, der damit unweigerlich einhergeht. Aber wir zeigen auch die zusätzlichen Möglichkeiten, die in bestimmten Fällen von Vorteil sein können, etwa wenn es darum geht, sich Menschen behutsam und sensibel zu nähern.

Journalistenausbildung heute muss crossmedial sein. Es gibt wohl niemanden, der dieser Feststellung widerspricht. Alle Ausbilder handeln entsprechend. Allerdings gibt es deutliche Unterschiede, wenn man sich die

Schwerpunkte der Ausbildungsprogramme anschaut.

Die Burda-Journalistenschule etwa, in der die überredaktionelle Ausbildung der Volontäre des Verlages stattfindet, setzt sehr stark, wenn nicht nahezu ausschließlich, darauf, die Produktion von Inhalten für die verschiedenen Webportale und das Management von Internet-Auftritten zu trainieren. Früher haben die Volos, die ja immer noch zu einem großen Teil aus Printmagazin-Redaktionen kommen, im Rahmen ihrer Ausbildung ein 60- bis 70-seitiges Heft produziert, das sie dann voller Stolz dem Verleger präsentiert haben. Heute präsentieren sie – ausschließlich – ihre Internet-Arbeiten – sehr zur Freude ihres Verlegers Hubert Burda.

Die früher übliche journalistische Grundausbildung der Burda-Volontäre wurde um ein Viertel gekürzt, ein sechswöchiges Tageszeitungspraktikum komplett gestrichen – zugunsten der Online Ausbildung. Dennoch, und das will ich hier ausdrücklich betonen, investiert der Burda-Verlag viel in die Ausbildung seiner Volontäre. Sie verbringen die ersten vier Monate überhaupt nicht in ihren Redaktionen, die aber für sie zahlen. Nicht jedem Chefredakteur bei Burda schmeckt das. Aber die Leitung des Hauses hält schützend ihre Hand über die Burda-Schule.

Bauer schickt seine Volos, wenn ich richtig informiert bin, gerade mal für

vier Wochen zur Akademie für Publizistik. Andere Verlage sparen sich sogar dies, obwohl die Tarifverträge ja außerredaktionelle Ausbildungswochen vorsehen. In der letzten Medienkrise 2002/2003 hatte zum Beispiel die Münchner Akademie der Bayerischen Presse große Probleme, ihre Kurse zu füllen: die Zeitungsverlage schickten ihre Volontäre nicht mehr und zahlten keine Weiterbildungsseminare.

Was die Qualität anbetrifft, sind die Ansprüche der Medienhäuser an ihren journalistischen Nachwuchs teilweise dramatisch gesunken. Auf einer Ausbilder- und Personalleiterkonferenz, die vor einiger Zeit der MedienCampus Bayern veranstaltet hat, berichtete die Volontärin einer Zeitschrift, wie man ihr und anderen interessierten Volontären gleich in den ersten Tagen eine Videokamera in Hand gedrückt habe mit der Aufforderung: Jetzt filmt einfach mal. Der Chefredakteur sei hinterher total begeistert gewesen und selbstverständlich seien die Filme sofort auf die Homepage der Zeitschrift gestellt worden ... Ausbilder machen sich zum Teil Sorgen wegen des Drucks, den Unternehmen, vor allem Verlage, in Sachen Internet-Journalismus ausüben. Die Verantwortlichen halten es für schwierig, etwa in einem vierwöchigen Volontärsgrundkurs beides unterzubringen: eine fundierte Ausbildung in den klassischen journalistischen Handwerkstugenden

und eine halbwegs sinnvolle Anleitung zu crossmedialem Arbeiten – letzteres wird von den Verlagen massiv gefordert. Recherche, Schreibtraining, die verschiedenen Darstellungsformen, Kleintexte etc., solche traditionellen Ausbildungsinhalte, die für Qualitätsjournalismus unabdingbar sind, bleiben da leicht auf der Strecke.

Was machen wir wie für welches Medium?

Dennoch bin ich mir sicher: Multimediales, crossmediales Denken zu beherrschen, ist unabdingbar für eine erfolgreiche journalistische Laufbahn – heute schon, aber erst recht in der Zukunft. Wenn wir ein Thema erarbeiten, kann die Frage nicht mehr nur sein: Was ist für dieses Thema die optimale Darstellungsform? Oder: Wie machen wir daraus eine hervorragende Reportage für die Seite 3 oder einen spannenden Radiobeitrag fürs Mittagsmagazin? Die Frage lautet jetzt: Was machen wir wie für welches Medium? Um crossmedial denken zu können, muss man Ahnung haben von der Technik in den verschiedenen Medien – von Printredaktionssystemen oder Layoutprogrammen, von Audioaufnahmegegeräten und Kameras, und man muss die Schnittprogramme für Audio und Video beherrschen, dazu Grundlagen der Internettechnik. Deshalb trainieren wir das an der DJS intensiv.

Nicht alle Ausbilder vertreten diese Position, manche sagen, Technikkompetenz könne man sich später ganz schnell aneignen. Ich bin da skeptisch. Technikkompetenz, das Wissen, was technisch geht, ist die Grundlage für crossmediales Denken und ähnlich wichtig wie die eigentlichen, traditionellen journalistischen Qualitätskriterien der verschiedenen Medienbereiche.

Natürlich lauert da auch die Gefahr. Ulrike Maercks-Franzen, die Bundesgeschäftsführerin der dju, etwa meint, inhaltliches Engagement sei in der Ausbildung etwas in Misskredit geraten. Es bestehe die Gefahr, dass sich Technik und Handwerk zu sehr in den Vordergrund schieben, Fragen zum Stoff dagegen in den Hintergrund rücken.

An der DJS wollen wir die Dinge verbinden, alte Standards und neue Anforderungen. Trotz der heutigen Medienkonvergenz haben wir uns dafür entschieden, die Ausbildungsblöcke Print, Radio und Fernsehen weiterhin hintereinander weg und aufeinander aufbauend abzuhandeln, und das jeweils sehr gründlich. Wir haben dabei gegenüber den Akademien den Vorteil, dass wir unsere 45 Schülerinnen und Schüler gut neun Monate lang bei uns haben und mit den drei 15er-Gruppen sehr intensiv arbeiten können.

Sie üben sich in

- den verschiedenen journalistischen

Arbeitsinstrumenten (Recherche, Gesprächsführung usw., Sprache und Stil...),

- den Darstellungsformen (Nachricht, Bericht, Reportage, Wortlautinterview, im Radio Moderation, Kollegengespräch, im Fernsehen Filmdramaturgie, Live- Aufsager, ästhetische Kriterien usw.),
- den ressortspezifische Anforderungen vom Lokalen bis zu Politik und Wirtschaft
- der Vermittlung komplizierter Sachverhalte auf verständliche Weise
- der Bewertung von Nachrichten, um Wichtiges von Banalem zu unterscheiden, und in der Kommentierung usw. usw.

Die Blöcke Print, Radio und TV stehen aber nicht mehr monolithisch nebeneinander wie früher, sondern sind immer wieder verzahnt – bei bestimmten Themen und in einem zentralen cross-medialen Projekt. Ein Beispiel für thematische Verzahnung: Wir haben schon mehrmals die Unterrichtseinheiten zum Thema Wirtschaftsberichterstattung von Anfang an mit drei Dozenten aus drei verschiedenen Medien besetzt: Print, Radio und Fernsehen und haben über die Blöcke hinweg mit der jeweiligen Klasse aktuelle Themenkomplexe beackert, etwa die „Nachfolge in mittelständischen Unternehmen“ oder „nachhaltig wirtschaften“.

Immer stand dabei die Frage im Raum:

Was machen wir wie in welchem Medium? Es ging darum, zügig und sicher zu entscheiden, welches Element einer Geschichte in welchem Medium am besten erzählt werden kann. Und dies dann von allen Schülern, in allen drei Medien, zum Teil auch im Internet, umzusetzen. Wohlgemerkt, ich rede hier von der Journalistenschule.

Ich glaube nicht, dass das, was wir auf diese Weise im Unterricht trainieren, ein sinnvolles Modell für Qualitätsarbeit von Redaktionen sein kann. „Datenmüll“ sei erfahrungsgemäß das Resultat eines solchen Generalismus“, sagt Wolfgang Büchner, der neue dpa-Chef, der von Spiegel Online kam. Da hat er Recht. Die Idee, die hinter unserem Ausbildungsmodell steht, lautet für jeden unserer Schüler: Alles wissen, kennen und können – cross-medial DENKEN und planen können –, aber nicht alles machen.

Noch wissen wir nicht, wo genau die Reise hingeht: Wird mehr die eierlegende Wollmilchsau gefragt sein oder der Spezialist?

Beim ersten Weltkongress für Journalismusausbildung, der 2007 in Singapur stattfand, war die Mehrheit der Teilnehmer der Ansicht, das Modell eines alle Mediengattungen beherrschenden Journalisten scheine „sich kaum voll durchzusetzen“ – so vage hat es Sylvia Egli von Matt, die Direktorin der Schweizer Journalistenschule MAZ in Luzern,

in der „Neuen Zürcher Zeitung“ formuliert. Wahrscheinlicher sei aus heutiger Sicht, dass die Journalisten der Zukunft bimedial arbeiteten; auskennen müssten sie sich aber in allen Medien; sie sollten ein Überblickswissen haben, um entscheiden zu können, welches Thema in welchem Medium am besten erzählt werden könne.

Ich fürchte, es wird unter dem zunehmenden Kostendruck nicht bei bimedial bleiben. Je größer der ökonomische Druck wird, desto mehr wird womöglich die eierlegende Wollmilchsau zum Einsatz kommen.

Interessant ist übrigens, dass die Wissenschaftler, Journalisten und Ausbilder auf dem Kongress sehr stark auf die Haltung angehender Journalistinnen und Journalisten abhoben, die aber nur sehr bedingt vermittelt werden könne und eher eine Voraussetzung für den angestrebten Beruf sei, also von den Auszubildenden mitgebracht werden müsse. Gesucht seien demnach junge Frauen und Männer, die

- unvoreingenommen an ein Thema herangehen
- es genau wissen wollen
- eine skeptische Grundhaltung haben
- leidenschaftlich ihren Beruf ausüben und
- im Journalismus eine verantwortungsvolle gesellschaftliche Aufgabe sehen.

All das sind Kriterien bei der Aufnahmeprüfung der DJS, und all das kann man

sehr wohl im Rahmen der Ausbildung auch fordern und fördern, das können Dozenten vermitteln und vorleben, täglich neu, und mit den Studentinnen und Studenten üben an jedem konkreten Thema, das auf dem Stundenplan steht.

Ausbildung – eine Abwehrschlacht

Heute, mit unseren Ansprüchen und nach unserem Verständnis, Journalisten auszubilden, ist auch so etwas wie eine Abwehrschlacht – die Abwehr von Angriffen auf früher unbestrittene Wertmaßstäbe in diesem Beruf. Und es ist ein Balanceakt zwischen der Vermittlung dieser Wertmaßstäbe und den Erwartungen der Unternehmen oder den Bedingungen, die beispielsweise das Internet diktiert und die a priori ja nicht schlecht sein müssen.

Das lässt sich an vielen Beispielen festmachen. Ich kann sie hier nicht alle aufzählen, will aber an wenigen Beispielen deutlich machen, was ich meine: Völlig unwidersprochen sagen heute Chefredakteure oder Personalchefs, wenn es um die Qualifikation junger Medienschaffender geht, diese müssten Verständnis und Sinn für die ökonomischen Bedingungen mitbringen, unter denen sie arbeiteten. Und was heißt das dann konkret? Giovanni di Lorenzo, damals noch Chefredakteur des Berliner „Tagesspiegels“, sagte schon vor Jahren beim Mainzer Mediendisput: Das „Ansinnen“ und der Druck auf die Redak-

tion aus der Anzeigenabteilung und aus der Geschäftsführung werde immer massiver.

Und Jan Weiler, einst Chefredakteur des „SZ-Magazins“, inzwischen als Bestsellerautor selbst Gegenstand der Berichterstattung, sagte in einem Interview im Bayerischen Rundfunk: „Die Grenzen zwischen Marketing, Werbung und Information verschwimmen. In den Redaktionen findet ein schleichender Abschied von früher ganz festen moralischen Grundsätzen statt: zum Beispiel dem einfachen Grundsatz, dass man sich nicht zahlen lässt von dem, über den man schreibt.“

Wir setzen dem an der DJS das Bild vom unabhängigen Journalisten gegenüber, der sorgfältig, umfassend und wahrhaftig berichtet und auf „jegliche Vorteilsnahme und Vergünstigung verzichtet“, wie das Netzwerk Recherche in seinem Medienkodex formuliert hat. Ein zweites Beispiel, Stichwort Balanceakt: Die Unternehmensberatung Roland Berger hat eine Studie darüber erarbeitet, was junge Unternehmer und Entscheider in der Wirtschaft von den Medien erwarten. Nicht schlecht, was dabei herauskam, ich zitiere aus der „Süddeutschen Zeitung“: „Als größte Gefahr für qualitativ hochwertigen Journalismus sehen die Befragten insbesondere eine ‚Überhitzung‘ bei bestimmten Themen, also den Wettbewerb um exklusives Material.“

Soweit okay. Aber dann liest man den nächsten Satz in dem SZ-Bericht: „Laut Berger-Studie fordern gerade junge Leser alles auf einmal: hohe Qualität, Schnelligkeit und gute Analyse.“

Sollen wir den Studenten sagen: Macht nicht mit beim „Rattenrennen um Information“, wie das Hans Leyendecker genannt hat? Nehmt Euch Zeit für Gegenrecherche, fürs Abwägen und Gewichten, kapiert erst mal selbst einen Vorgang, bevor ihr dazu etwas publiziert.

Sehr sympathisch, diese Haltung - aber so richtig schnell geht das in der Regel nicht. Wir versuchen, beides an der DJS zu vermitteln: den Grundsatz „Sicherheit vor Schnelligkeit“, aber wir bauen auch Druck auf, trainieren schnelles Entscheiden, Schreiben, Drehen und so weiter. Und wir gehen vermehrt raus aus dem Sandkasten der Schule, produzieren zum Beispiel unter realen Bedingungen – und das bedeutet Zeitdruck – Zeitungen und Zeitschriften, die zum Teil in hoher Auflage gedruckt werden und unter die Leute kommen. Noch ein Zitat von Jan Weiler aus dem BR-Interview: „Was die Medien brauchen, ist immer mehr (er meint mehr geschriebene, gefilmte etc. Masse, Content) für immer weniger Geld von Leuten, die immer weniger qualifiziert ausgebildet sind.“

Wenn das so stimmt, liegen wir dann überhaupt noch richtig mit unserer

Ausbildung, in der wir sorgfältige, umfassende Recherche für unabdingbar halten, in der wir die große Reportage, das einfühlsame Porträt und den kundigen Kommentar pflegen und Wert auf gute Sprache legen? Wir meinen: Wenn wir unser Programm und unsere Ansprüche aufgeben, gäben wir uns selber auf.

Aber: Wir wissen nicht, wo genau die Reise hingeht.

„Ich-glaube-Sätze“

Wenn man in den vergangenen Jahren auf den Münchner Medientagen die verschiedenen Foren besucht hat, auf denen es um die Entwicklung und die Zukunft der Medien ging, blieb einem als häufigster Satz „Ich glaube...“ oder „Ich bin überzeugt, dass...“ in Erinnerung.

Wir Journalistenausbilder stecken mitten drin in dieser allgemeinen Verunsicherung. Und auch da helfen zunächst mal nur „Ich-glaube-Sätze“, um sich zu orientieren und Ausbildungskonzepte zu entwickeln.

Mein persönlicher Ich-glaube-Satz als Schulleiter: Ich glaube, dass es auch weiterhin ein Bedürfnis geben wird für das, was wir Qualitätsjournalismus nennen. Für das, was nur Journalistinnen und Journalisten liefern können, die mit einem hohen Qualitätsanspruch ausgebildet worden sind:

- Gründlich recherchierte, lebendig und verständlich aufbereitete, am Maß-

stab der journalistischen Verantwortung geprüfte Textgeschichten, Audiobeiträge oder Filme.

- Inhalte, die für Leser, Hörer, Seher oder User relevant sind. Journalistische Einordnung also, Bewertung, Kommentierung, von einem soliden Wissensfundament aus.

Ich stimme also nicht ein in die Abgesänge auf den Qualitätsjournalismus. Ich tue das nicht, um mir selbst Mut zu machen und mich meiner Existenzberechtigung zu vergewissern. Sondern weil ich überzeugt bin, dass viele Menschen in der Flut von Informationen, die jetzt schon über sie hereinbricht und noch mehr hereinbrechen wird, auch der Flut von starren und bewegten Bildern, diese Leistungen des Qualitätsjournalismus abrufen und goutieren werden.

Christoph Süß hat vor wenigen Tagen auf einer CSU-Veranstaltung von „herumschwirrenden Informationsatomen“ gesprochen, die in eine „vernünftige Reihenfolge gebracht“ werden müssten. Das können nur entsprechend ausgebildete Journalisten. Dabei geht es mir allerdings wie Alan Rusbridger, dem Chefredakteur des englischen „Guardian“, der immer wieder sinngemäß sagt: Es ist mir egal, über welche Plattform der Qualitätsjournalismus, den meine Redaktion liefert, zu den Menschen kommt. Das kann auch elektronisch über einen Bildschirm sein.

Da hat er nicht unrecht, finde ich. Ich gehöre nicht zu denen, die dem Internet nur die kurze, schnelle Information zutrauen. Nur „Echtzeitjournalismus“, wie das immer wieder genannt wird. Die User des Netzes schätzen und suchen dort durchaus neben der schnellen Information die gründlich recherchierte Geschichte, den Hintergrund; Inhalte, die nach dem Warum fragen und diese Fragen zu beantworten versuchen. Qualitätsjournalismus eben. Dirk von Gehlen, der Leiter des Onlineportals „jetzt.de“ sagte in einem Vortrag, den er an der Münchner Uni hielt: „Ich glaube, dass gute Journalisten heute dringender gebraucht werden als vorher. Denn es ist ja richtig: Verlässlichkeit, Qualität und auch Anstand haben nicht in dem Maße zugenommen, wie neue Weblogs im Netz entstehen und Empfänger auch zu Sendern werden. Aber gerade deshalb braucht es Inseln der Glaubwürdigkeit im weltweiten Web, es braucht Orientierungspunkte und vertrauenswürdige Einschätzung. Kurzum: Es braucht guten Journalismus im Internet.“

„Krisengewitter“

Wie setzen wir an der Journalistenschule dieses „Ich glaube an die Zukunft des Qualitätsjournalismus“ um? Unser Ziel ist es, die Schülerinnen und Schüler doppelt fitzumachen für einen erfolgreichen Start in den klassischen Medien,

bei Zeitung, Zeitschrift, Radio und Fernsehen, mit dem Schwerpunkt auf der spezifischen Arbeit dort.

Gleichzeitig ist das Ziel, sie auch vorzubereiten auf die Arbeit in einer Onlineredaktion oder in einer Redaktion, die die Themen crossmedial angeht – also etwa am Newsdesk oder in der Konferenz überlegt: Wie setzen wir dieses Thema für die verschiedenen Plattformen um?

Der crossmediale Ansatz scheint richtig zu sein. Vor einiger Zeit schrieb mir eine Absolventin, nachdem sie einen Redakteursvertrag bei der „Badischen Zeitung“ unterschrieben hatte: „Was dich besonders freuen wird: Mein offizieller Titel lautet ‚Crossmediale Redakteurin‘. Ich werde also Artikel schreiben, am Newsdesk sitzen, Videos bearbeiten und wohl auch den ein oder anderen Audio-Podcast fabrizieren – DJS sei Dank werde ich das wohl auch stemmen...“

Vor wenigen Tagen kam die folgende Mail eines DJSlers: „Bei allem Krisengewitter eine gute Nachricht: Ich hatte gestern mein Vorstellungsgespräch bei Stefan Aust, und es hat auf Anhieb geklappt – vor allem, weil ich seit einiger Zeit Print und Video mache. Auf der DJS gelernt.“

Konkret gehen wir es an der DJS so an: Wir beginnen klassisch mit den journalistischen Basics am Beispiel Print, nehmen hier aber schon onlinespezifische Dinge hinzu, etwa: Was ist anders,

wenn man für das Netz schreibt als für eine Zeitung?

Zum Schluss dieses Printblocks produziert jede Klasse ein etwa 70-seitiges Printmagazin – produzieren heißt: konzipieren, recherchieren, schreiben, fotografieren, layouts, druckfertig machen – begleitet von einem vierköpfigen Dozententeam: Konzeption/Text, Fotograf, Grafiker – und Onliner.

Onliner deshalb, weil das Heft von vornherein crossmedial angegangen wird, als Printprodukt und als Onlineausgabe. Dafür sind vier bis fünf Wochen Zeit. Mit dem Erscheinen des Heftes geht die Internetausgabe online.

Die Klassen rücken dann weiter in die Ausbildungsblöcke Radio/Audio und TV/Video, und mit dem dabei erworbenen Wissen wird der Onlineauftritt dann ergänzt durch Hörstücke oder bewegte Bilder: work in process und progress also.

Wer eines dieser Hefte aus unserer Reihe „Klartext“ kennenlernen möchte, kann es mit einer Mail an die Adresse post@djs-online.de bestellen. Die Internetseiten der letzten Ausgaben sind online zu finden unter www.klartextmagazin.de. Die Domain ist damit gleichzeitig eine Übungswiese, eine Präsentationsmöglichkeit der Schülerinnen und Schüler, ein Aushängeschild der DJS und wird über die Jahre immer mehr ein Archiv der Arbeiten sein, die an der Schule entstanden sind.

Ob wir damit wirklich auf dem richtigen Gleis für die Reise in die Zukunft sind, wird sich herausstellen. Im Moment sind wir davon überzeugt. Und wir sind ziemlich stolz auf das, was unsere Schülerinnen und Schüler leisten – in Print, Radio, Fernsehen und Online.

Ulrich Brenner ist seit 2002 Leiter der Deutschen Journalistenschule in München. Der vorliegende Text ist die gekürzte Fassung einer Rede, die Ulrich Brenner im Dezember 2009 bei der Tagung „Qualität unter Druck – Journalismus im Internetzeitalter“ an der Evangelischen Akademie Tutzing gehalten hat. Der Nachdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Autors.

Wie gelingt der Berufseinstieg?

15 Journalisten im Interview

„Wie ein Sechser im Lotto“

Anna Marohn, DIE ZEIT

Anna Marohn war 26 Jahre alt, als sie Redakteurin im Wirtschaftsressort der ZEIT wurde. Im Gespräch mit Jan Henne und Franco Liccione erzählt sie von



ihrem Weg zum ersten Arbeitsvertrag und von dem Tag, als sie für das Vorstellungsgespräch aus China eingeflogen wurde.

Frau Marohn, im JOURNALIST hieß es kürzlich, jungen Journalistinnen würde häufig eher in den Mantel als in eine höhere Position geholfen. Sie sind 28 Jahre alt und Wirtschaftsredakteurin bei der ZEIT. Sorgen Sie sich um Ihre Aufstiegschancen?

Da ich noch am Anfang meiner Karriere stehe, geht es für mich noch nicht so sehr darum, Karriereleitern zu erklimmen, sondern erst einmal darum, dass man sich journalistisch weiterentwickelt. Klar, auch bei uns gibt es natürlich mehr Ressortleiter als Ressortleiterinnen. Manchmal liegt es auch daran, dass viele Frauen diesen Job gar nicht wollen, da muss man aufpassen, das nicht zu pauschalisieren. Mag sein, dass Männer es grundsätzlich ein wenig einfacher haben, nach der alten Theorie der Männerbünde, aber es spielen auch viele andere Ursachen eine Rolle. Sicher habe ich es in meiner Generation auch etwas leichter als die Frauen vor uns. Zudem finde ich es auch nett, dass einem in den Mantel geholfen wird – und im Idealfall ist irgendwann einmal beides möglich.

Werden Sie für voll genommen, wenn Ihnen Top-Manager und Wirtschaftsbosse gegenüber sitzen?

Normalerweise schon. Es kommt auch darauf an, wie man sich gibt – und ob man sich selbst für voll nimmt. Natürlich gibt es von einigen Interviewpartnern manchmal Bemerkungen über Kleidung oder die Figur, die sie gegenüber männlichen Kollegen sicherlich nicht machen würden. So etwas darf man aber nicht so wahn-sinnig wichtig nehmen. Auch wenn ich manchmal denke: Musste das jetzt sein? Aber da muss man einfach sagen: Komm mal wieder zur Sache. Ich glaube, wenn es um die Inhalte geht und man die richtigen Fragen stellt, dann bekommt man auch als junge Redakteurin die richtigen Antworten.

Haben Sie bei der Recherche auch Vorteile als Frau?

Viele männliche Kollegen glauben, man habe gerade als Frau einen ganz tollen Zugang zu den „älteren Herren“ in den Vorstandsetagen, weil die einem angeblich sofort alles erzählen. Das glaube ich nicht. Aber tatsächlich ist es manchmal so, dass sie einem auch privatere Dinge erzählen. Vielleicht, weil sie einen ein bisschen unterschätzen – die denken dann: So ein nettes Mädchen, der kann ich jetzt mal einiges erzählen. Ich habe es einmal erlebt, dass einer sich einen Säbel vorne angesteckt hatte und dann damit durch das Büro stolzierte. In dem Moment dachte ich nur: Geil. Das schreibe ich auf. Ich weiß nicht, ob er das auch vor einem männlichen Kollegen gemacht hätte. So ein Pfauengehabe legen Männer wohl eher vor Frauen an den Tag. Es kann also auch durchaus Vorteile haben. Ich denke, es hat wie immer seine zwei Seiten.

Der ist mit einem Säbel durch das Büro stolziert? Das müssen Sie erzählen.

Der Säbel lag in einer Vitrine im Büro, ein Andenken aus dem Jemen. Er wollte mir zeigen, wie ihn die alten Männer dort tragen und hat ihn sich deshalb selbst an die Hose gesteckt und lief dann vor mir auf und ab. Eine schöne Szene.

Sie haben die Kölner Journalistenschule absolviert, die eine Kombination aus VWL-Studium und journalistischer Ausbildung bietet. Seit wann war Ihnen klar, dass Sie Wirtschaftsjournalistin werden wollen?

Relativ früh. Ich hielt das für eine gute Grundlage, da sich aus wirtschaftlichen Zusammenhängen heraus vieles andere erklären lässt. Von der Wirtschaft aus kann man zum Beispiel auch noch über Politik schreiben – das ist leichter als umgekehrt.

Was ist für den Job in der Wirtschaftsredaktion wichtiger – das Studium oder die handwerkliche Ausbildung an der Journalistenschule?

Ich glaube, es ist wichtig, dass man ein Fach studiert, das einen interessiert, und Inhalte liefert und gleichzeitig ist viel journalistische Praxis unabdingbar. Nicht nur durch Lehrredaktionen, sondern vor allem durch Praktika, die in die Ausbildung integriert sind. Die sind das Wichtigste, das Existenziellste. Das andere, was die Journalistenschule bietet, ist ein Netzwerk. Das ist natürlich beim Berufseinstieg hilfreich.

Sie waren während der Ausbildung an der Kölner Journalistenschule als Praktikantin in China und haben dann ihre Diplomarbeit über Produkt-Piraterie in China geschrieben. War das eine strategische Entscheidung der angehenden Wirtschaftsjournalistin? Schließlich spielt China in der Wirtschaftsberichterstattung eine zunehmend wichtige Rolle.

Das wurde ich schon ganz oft gefragt. Nach dem Motto: China liegt im Trend – und bestimmt wolltest Du auf den Zug aufspringen. Das hatte aber damals noch nichts damit zu tun. Ich habe angefangen, mich für das Land zu interessieren, als ich 13 war und es noch nicht so einen China-Hype gab. Ich wollte seitdem gerne einmal für längere Zeit nach China gehen. Diesen Wunsch hatte ich also schon lange bevor mir klar wurde, dass ich Wirtschaftsjournalistin werden will.

Aber es hat doch sicherlich Ihrer Karriere nicht geschadet?

Überhaupt nicht.

In Schanghai haben Sie als Praktikantin für den ARD-Hörfunk gearbeitet, ein Ausflug in die Radiowelt. Denken Sie, man sollte sich während der Ausbildung in verschiedenen Medien ausprobieren?

Für mich war es wichtig und eine sehr gute Erfahrung. Es hat mir die Vor- und

Nachteile bewusst macht, die man bei Zeitungen und Zeitschriften hat. Ich habe auch noch ein Praktikum bei Logo, den ZDF-Kindernachrichten, gemacht, also auch ein bisschen Fernsehen ausprobiert. Ich war lange nicht entschieden, was ich tatsächlich machen will – ob Print, Radio oder Fernsehen.

Warum haben Sie sich schließlich für den Print-Journalismus entschieden?

Aus mehreren Gründen: Einmal ist es so, dass man bei einer guten Zeitung viel mehr in die Tiefe gehen kann als bei den anderen Medien. Man ist außerdem nicht so abhängig von der Technik. Beim Radio ist man ja sehr stark auf die O-Töne angewiesen – wenn die nicht wirklich passen, dann kann man auch die Geschichte darum herum nicht so gut stricken. Bei Fernsehbeiträgen hängt wiederum viel von den Bildern und dem Kameramann ab. Die Darstellungsmöglichkeiten bei Print-Medien machen mir da am meisten Spaß, auch wenn ich manchmal noch Lust habe auf Ausflüge in die anderen Medien.

Sie sind nach dem Abschluss der Ausbildung zurück nach China, um dort eine Zeit lang als Freie zu arbeiten. Ein mutiger Schritt.

Das haben viele gesagt, als ich alleine nach China gegangen bin. Aber mutig fand ich das gar nicht. Ich konnte ja auch ein bisschen Chinesisch sprechen und mich so mit den Leuten dort verständigen. Es war eine super Zeit, und ich hatte richtig viel Spaß. Ich habe das zum einen als eine kleine Auszeit nach dem Studium gesehen. Es hat aber zum anderen auch beruflich viel gebracht, weil ich von dort aus auch als freie Korrespondentin arbeiten konnte. Auf jeden Fall war es nicht so, dass ich das gemacht habe, um Punkte zu sammeln. Ich habe in China viele Leute getroffen, die nur für den Lebenslauf dort waren. Das fand ich ziemlich grauenhaft, weil sie dann auch versucht haben, dort westlich zu leben, westlich zu essen und in China eigentlich alles widerlich fanden. Hauptsache, sie konnten am Ende sagen: Ich habe einmal drei Monate in China gelebt.

Wie haben Sie Ihre Zeit verbracht?

Ich war erst einmal für zwei Monate zum Sprachkurs in Xi'an. Danach habe ich von Peking aus Geschichten angeboten, recherchiert und Interviews vereinbart. Das waren ganz unterschiedliche Sachen. Mal habe ich eine Geschichte über ein

Weinbauprojekt eines Deutschen mitten auf dem flachen Land gemacht, mal einen Rentner auf dem Senioren-Spielplatz interviewt. Neben der Arbeit habe ich auch viele Leute getroffen, Freunde besucht und bin durch das Land gereist.

Hatten Sie als ausländische Journalistin Probleme bei der Recherche?

Nein, höchstens sprachlicher Natur. Ich habe ja nicht über Tibet geschrieben, das bietet sich auch nicht an, wenn man keine offizielle Journalisten-Akkreditierung in Peking hat. Bei den Themen, die ich gemacht habe, war ich teilweise sehr überrascht, wie offen die Chinesen waren. Ich habe zum Beispiel mit einer Professorin der Chinese Academy of Social Sciences gesprochen und habe sie auch zu den Zwangsabtreibungen befragt, die im Süden wieder vorkommen sollen. Sie hat es nicht abgestritten, sondern sehr kritisch dazu Stellung genommen. Es ist aber unterschiedlich. Bei einigen Themen sind die Menschen sehr zurückhaltend, bei anderen erstaunlich offen.

Haben Sie auch von China aus den Kontakt zur ZEIT geknüpft?

Ja. Ich hatte mich dort um eine Hospitanz beworben, bevor ich nach China gegangen bin. Von Peking aus habe ich der ZEIT dann ein, zwei Texte vorgeschlagen und konnte letztendlich eine Geschichte über die chinesische Börse machen. Das überschnitt sich damit, dass mich mein jetziger Ressort-Leiter anrief und sagte, sie hätten wahrscheinlich eine Jungredakteurs-Stelle zu besetzen und ob ich mich nicht bewerben wolle. Das war zwei Tage, bevor ich den Text abgegeben musste und ich dachte nur: Der muss jetzt gut werden! Da stand ich schon unter Druck, aber der hat sich zum Glück positiv niedergeschlagen. Dann rief auch noch die Online-Redaktion an und fragte, ob ich etwas zum chinesischen Wechselkurs machen könne. Ich dachte damals: Das ist bestimmt ein Test. Im Nachhinein habe ich aber erfahren, dass es nichts miteinander zu tun hatte.

Wie ging es weiter?

Ich bin dann im Juni zum Vorstellungsgespräch nach Deutschland geflogen und hatte erst eine Gesprächsrunde mit der Ressort-Leitung. Eine Woche später habe ich ein Gespräch mit dem Chefredakteur und dem stellvertretenden Chefredakteur geführt, dann am gleichen Tag noch mal ein Gespräch mit der Ressortleitung

und auch noch ein Kennlerngespräch mit den Kollegen aus dem Ressort. Danach war ich total fertig und unterzuckert. Nach den Gesprächen bin ich zu meinen Eltern nach Mainz gefahren. Am nächsten Tag hatte ich schon alle meine Sachen gepackt und kurz bevor ich in den Bus zum Flieger gestiegen bin, klingelte das Handy und es kam die Zusage von der ZEIT.

Welche Rolle hat China für ihren Einstieg bei der ZEIT gespielt?

Für das Bewerbungsgespräch wurde ich extra aus China eingeflogen – da hatte ich unter den Bewerbern wahrscheinlich einen Exotenbonus. Ich glaube, es wäre aber auch ohne China gegangen. Es war vielleicht ein Punkt mehr, der es für mich leichter gemacht hat.

DIE ZEIT ist sicherlich für viele angehende Journalisten ein Traummedium. War es auch Ihr Wunsch, einmal dort zu landen?

Ja. Allerdings gar nicht mal so früh. Ich muss gestehen, früher – so mit 15 oder 16 Jahren, als ich schon wusste, dass ich Journalistin werden will –, da war meine Lieblingszeitung DIE WOCHE. Da wollte ich unbedingt hin. Als die dann aber eingestellt wurde, war das so, als ob jemand aus meinem entfernten Verwandtenkreis das Zeitliche gesegnet hätte. Es musste erstmal ein Trauerjahr vergehen, dann bin ich aber warm mit der ZEIT geworden. Es war nicht Liebe auf den ersten Blick, aber auf den zweiten.

Warum wussten Sie schon so früh, dass Sie Journalistin werden wollen?

Meine Mutter ist auch Journalistin und dadurch habe ich früh einen Bezug zu dem Beruf bekommen. Bei uns wurde seit ich denken kann, über Texte diskutiert. Dann habe ich das erste Praktikum bei Logo gemacht, wo ich ja auch später noch einmal für eine Hospitanz war, und seitdem war ziemlich klar, dass ich Journalistin werden will. Während meiner Schulzeit war ich für ein halbes Jahr in Kanada, dort habe ich auch ein Praktikum beim Lokalradio gemacht. Mit 17 habe ich dann angefangen, für die Mainzer RHEIN-ZEITUNG zu schreiben. Da habe ich dann gedacht - okay, ich habe es jetzt sehr intensiv ausprobiert und mir macht es Spaß, dann kann ich mich auch darauf festlegen.

Was haben Sie aus der Zeit bei der Lokalzeitung mitgenommen?

Ich habe da solides Handwerk und viele wichtige Grundlagen gelernt. Journalismus ist ja zu einem großen Teil Handwerk und nicht nur Talent. Bei den Tests der Journalistenschule haben mir diese Erfahrungen sehr geholfen. Zudem gewöhnt man sich an bestimmte Arbeitsrhythmen, die sich auch später nicht mehr besonders ändern. Genau wie heute hatte ich damals schon die Tendenz, den Redaktionsschluss auszureizen. Ich habe mich natürlich vom Schreiben her weiterentwickelt, aber letztendlich ist es die gleiche Arbeit, nur h in einem anderen Rahmen.

Wie haben sich Ihr Arbeitsalltag und Lebensstandard mit der Festanstellung bei der ZEIT verändert?

Das war schon eine riesige Umstellung, gerade wenn man aus China kommt. In Peking habe ich in einem Arbeiterviertel gelebt - und dann komme ich nach Eppendorf, eine recht bürgerliche Ecke in Hamburg. Außerdem war ich es gewohnt, mir den Tag selbst einzuteilen und plötzlich hatte ich zum ersten Mal einen geregelten Tagesablauf. Das mag ich aber eigentlich sehr gerne. Ich finde es schön, wenn man mit Kollegen auf dem Flur ist, sich austauschen kann und auch mal etwas im Team macht. Nicht zu sprechen davon, dass man ja ab und zu mal Kickern will.

Sie haben einen Kicker in der Redaktion?

Ja, das ist eine wichtige Institution. Als ich ins Ressort kam, war jede Ballberührung noch Zufall, aber nach intensivem Training hat sich das zum Glück geändert. Am Kicker kann man wunderbar aufgestaute Aggression auslassen oder den Adrenalinpegel hoch peitschen. Das wirkt besser als jeder starke Kaffee.

Haben Sie einen guten Arbeitsvertrag bekommen?

Grundsätzlich bin ich zufrieden. Auch wenn ich mich nach drei Jahren und dem dritten Vertrag natürlich über eine Entfristung gefreut hätte. Und die Steigerung zum Jungredakteursgehalt war auch übersichtlich (lacht). Genau wie überall wird natürlich mit der großen Krise argumentiert, auch wenn es unserer Zeitung noch überdurchschnittlich gut geht und sie gegen den Trend die Auflage steigert.

Wie haben Sie den Rollenwechsel von der freien Journalistin hin zur Redakteurin empfunden?

Ich hatte plötzlich eine ganz andere Verantwortung. Ich war von Anfang an für die Finanzseite zuständig und habe auch mal nicht so gute Texte auf den Tisch bekommen. Dann musste ich ältere freie Mitarbeiter anrufen und denen erklären, dass sie ihren Artikel noch einmal neu schreiben müssen. Das war anfangs komisch, vor ein paar Tagen hatte ich schließlich noch auf der anderen Seite gestanden, aber man wächst da schnell herein.

Mittlerweile schreiben Sie ja auch häufig über Medienthemen, zum Beispiel über den Einfluss der Politik auf den öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Jüngst haben Sie ein Porträt über Markus Schächter, den ZDF-Intendanten, veröffentlicht. Ist Ihnen Wirtschaft allein zu langweilig?

Zu langweilig auf gar keinen Fall. Ganz im Gegenteil. Ich finde Wirtschaftsthemen sehr spannend. Es geht da ja meist um viel. Um viel Geld, um Arbeitsplätze, um die Zukunft der Menschen. Deshalb kann ich es überhaupt nicht verstehen, wenn jemand sagt: Den Wirtschaftsteil tue ich gleich weg. Das finde ich eigenartig. Ich mag es aber auch sehr, mich intensiv mit Menschen zu befassen. Ich schreibe gerne Portraits. Es ist interessant, Menschen, die in schwierigen Situationen und Entscheidungen stecken, aus der Nähe zu betrachten. Diese Möglichkeit hat man hier. DIE ZEIT ist da auch ein Türöffner. Man kriegt eher einen Zugang. Markus Schächter konnte ich zum Beispiel zwei Tage lang begleiten. Oft verbinden sich Wirtschaft und Medien ja auch. Jetzt ganz aktuell in dieser Woche habe ich etwas zur Tagesschau-App gemacht. Das ist ja absolut ein Wirtschaftsthema, was aber eben Medienbezug hat.

Sie sind heute da, wo viele junge Journalisten gerne hinwollen. Wie soll es für Sie weitergehen?

Ich habe erst letztens gesagt: Wenn man so früh zu so einem Blatt kommt, ist das ein bisschen wie ein Sechser im Lotto. Dann muss man wissen, was man mit dem Gewinn macht. Natürlich muss man als Redakteurin diese Rolle erst einmal ausfüllen, aber auch so bleibt noch genug Entwicklungsspielraum, um an sich zu arbeiten und besser zu werden.

Haben Sie nicht noch andere Ziele?

Ich hätte durchaus Lust, noch einmal etwas anderes zu machen, zum Beispiel noch mal nach China zu gehen oder in einem anderen Land als Korrespondentin zu arbeiten. Ich kann mir auch vorstellen, irgendwann einmal die Zeitung oder auch das Medium zu wechseln. Es wäre eine komische Vorstellung, bis zum Rentenalter in ein und derselben Redaktion zu bleiben. Auch wenn es schwer wäre, die ZEIT zu verlassen, weil ich sehr mit dieser Zeitung verbunden bin. Man hat hier tolle Arbeitsbedingungen, interessante Kollegen und ein Renommee, das man nicht so schnell findet. Das macht es einem schwer, sich etwas anderes vorzustellen, aber ganz so abwegig finde ich es auch nicht. Eben weil ich sehr früh zur ZEIT gekommen bin, mit 26.

Anna Marohn ist Redakteurin im Wirtschaftsressort der ZEIT. Geboren 1981, sammelte sie während ihrer Schulzeit bei der Mainzer RHEIN-ZEITUNG erste Erfahrungen im Journalismus. Sie absolvierte anschließend die Ausbildung zur Wirtschaftsjournalistin an der Kölner Journalistenschule und schloss ihr Studium an der Universität Köln als Diplom-Volkswirtin ab. Praktika führten sie zur FRANKFURTER RUNDSCHAU, dem STERN, der Chemnitzer FREIEN PRESSE, dem REMSCHEIDER GENERAL-ANZEIGER, in die Online-Redaktion der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG, zum Deutschen Industrie- und Handelskammertag sowie in das ARD-Hörfunkbüro in Schanghai. Nach ihrer Ausbildung ging sie 2006 nach China, vertrat dort ab und zu den HANDELSBLATT-Korrespondenten in Peking und arbeitete als freiberufliche Journalistin unter anderem für die FRANKFURTER RUNDSCHAU und die ZEIT. Seit Sommer 2007 ist sie Redakteurin der ZEIT und schreibt über Medien und Menschen in der Wirtschaft. Das Interview mit Anna Marohn ist im Wintersemester 2009/2010 an der Universität Hamburg entstanden.

„Wer einen guten Plan B im Kopf hat, der sollte Plan B machen“

Dr. Eva-Maria Schnurr, Freie Journalistin, Hamburg

Sichtbar werden – das sei das wichtigste Ziel für freiberufliche Journalisten, sagt Dr. Eva-Maria Schnurr. Die Mitgründerin und stellvertretende Vorsitzende von Freischreiber e. V. erklärt im



Interview mit Sonja Jüde und Patrycja Szubinska, warum Journalisten Netzwerke so wichtig sind und wie der Berufseinstieg als freie Journalistin gelingen kann.

Frau Schnurr, Ihr Jahrgang der Henri-Nannen-Schule hat sich vor einigen Jahren für eine gemeinsame Internetseite im „Superman“-Kostüm fotografieren lassen. Mittlerweile arbeiten Sie in einem Journalistenverbund in Hamburg, sind Mitglied im Freischreiber-Vorstand und in der Branche bestens vernetzt. Sind Sie nicht eher eine journalistische „Spiderwoman“?

Ich habe leider keine Superkräfte, auch, wenn ich die als Selbständige schon manchmal gut brauchen könnte. Aber ich arbeite sehr gerne als freie Journalistin. Und dazu gehört für mich, Netzwerke zu knüpfen und sich mit anderen Journalisten zu verbünden. Denn der Markt ist schwierig. Als Einzelkämpferin hätte ich eindeutig eine schlechtere Position. Ich finde es zum Beispiel ganz wichtig zu wissen, welche Honorare Redaktionen für vergleichbare Aufträge bezahlt haben. Oder wie andere Journalisten mit bestimmten Problemen umgehen.

Wann haben Sie mit der professionellen Vernetzung begonnen?

Während der Ausbildung an der Henri-Nannen-Journalistenschule. Wir waren der Lehrgang, der im Sommer 2001 begonnen hat. Dann kam die Medienkrise. Und im Januar 2003 hatten nur zwei der 17 Schüler eine feste Stelle. Was für einen

Nannen-Lehrgang extrem wenig ist. Daraus hat sich die Idee entwickelt, eine Art Verbund zu organisieren. Unter der Marke Plan 17, mit einer eigenen Website.

Wie funktioniert dieser Journalisten-Verbund?

Mitglieder bei Plan 17 sind alle 17 Teilnehmer aus dem 26. Lehrgang, aber nicht alle arbeiten freiberuflich. Das wechselt zum Teil auch. Aber in einer Zeit, in der man oft nur noch Einjahresverträge bekommt, bietet Plan 17 die Möglichkeit, anschließend in die Freiberuflichkeit zurückzukehren, ohne wieder ganz bei Null anzufangen. Plan 17 ist dabei die Dachmarke, aber wir arbeiten alle auf eigene Rechnung. Ab und zu machen wir auch Gemeinschaftsprojekte.

Wie wichtig war beim Start von Plan 17, dass die Absolventen der Henri-Nannen-Schule einen sehr guten Ruf haben?

Man hat durch die Henri-Nannen-Schule einen enormen Vertrauensvorschluss. Das hat uns beim Schritt in die Selbständigkeit wahnsinnig geholfen. Da kann man nur sehr dankbar sein. Hinzu kam, dass Plan 17 sich dann ungeahnt schnell als Marke etabliert hat. Als Einzelkämpfer wäre man nie so schnell in der Branche bekannt geworden, wie es das Projekt Plan 17 wurde.

Können Sie das Modell denn auch anderen Berufstartern zur Nachahmung empfehlen, die einen solchen Türöffner nicht haben?

Ich vermute, dass die Gründung eines solchen Verbunds ohne den Henri-Nannen-Bonus schwieriger ist. Aber ich glaube, es geht. Wahrscheinlich funktioniert es nicht so schnell wie bei den Leuten von Plan 17. Wir haben auf einem Niveau angefangen, von dem man relativ schnell leben konnte. Wir haben uns nicht von Zehn-Cent-Zeilenhonoraren hochdienen müssen.

Welche Bedeutung hatte Plan 17 für Sie persönlich?

Ohne Plan 17 hätte ich niemals frei gearbeitet – alleine am Schreibtisch zu Hause vor mich hinarbeiten, das war eine Horrorvorstellung. Für mich war Plan 17 und das Büro, das wir bald darauf hatten, der Einstieg in die Freiberuflichkeit. Am Anfang hatte ich natürlich noch nicht so viele Aufträge. Da habe ich parallel an meiner Dok-

torarbeit geschrieben. Ziemlich rasch wurden die Aufträge der Redaktionen aber zahlreicher, so dass ich dann zu hundert Prozent journalistisch gearbeitet habe und meine Doktorarbeit abends geschrieben habe. Oder am Wochenende. Ich habe gemerkt: Frei zu arbeiten, das ist prinzipiell eine tolle Lebensform.

Welche Vorteile hat das Freisein Ihrer Ansicht nach?

Wenn man schreiben möchte und sich nicht mit redaktioneller Organisation aufhalten möchte, dann ist Freisein der richtige Weg. Der Trend geht ja auch im Printjournalismus dahin, dass Redaktionen sehr klein werden. Das heißt, es gibt eine Kernbesetzung, die organisiert, plant und redigiert, während die Artikel von Freien geliefert werden. Ich finde es auch sehr angenehm, dass ich mir die Kunden selbst aussuchen kann, dass ich ohne Hierarchien und ohne starre Abläufe arbeiten kann. Ich muss beispielsweise nicht zu langwierigen Redaktionskonferenzen gehen. Das ist ein recht hohes Maß an Freiheit. Am Anfang hätte ich eine Festanstellung sicher nicht abgelehnt, aber inzwischen habe ich es diverse Male getan.

Aber sind Sie da nicht in einer privilegierten Lage? Gerade Berufseinsteiger können sich ja nicht immer aussuchen, welche Aufträge sie annehmen.

Ja, das stimmt. Ich weiß aufgrund meiner guten Auftragslage und Planung meist, was ich in den nächsten zwei, drei Monaten arbeiten werde. Das ist ein großes Glück. Aber ich kenne auch die typischen Nachteile der Freiberuflichkeit: Ich trage das unternehmerische Risiko. Ich habe keine Arbeitslosenversicherung. Ich bekomme kein Urlaubsgeld. Sprich, wenn ich Urlaub mache, verdiene ich nichts. Ebenso wenig, wenn ich mal eine Woche krank bin. Als Freier wird man langfristig, fürchte ich, wohl weniger verdienen als ein Festangestellter, zumindest wenn man nicht Fernsehen macht.

Ist das freiberufliche Arbeiten auch besonders stressig?

Das ist eine Frage der Organisation. Natürlich arbeite ich auch mal am Wochenende. Und auch manchmal abends. Aber ich versuche, wenigstens einen Tag am Wochenende ganz frei zu haben. Und ich versuche, spätestens um 19 Uhr das Büro zu verlassen. Außerdem ist es wichtig, dass man auch einmal „Nein“ sagen kann. Mein Job ist nicht mein Leben. Er ist sicherlich ein großer Teil meines Lebens, aber es muss da auch noch Raum für andere Dinge geben.

Wie schalten Sie ab?

Will ich wirklich abschalten? Das ist die andere Frage. Ich bin nun mal Journalistin. Und zwar auch nach Feierabend. Wenn ich Magazine oder Zeitschriften lese, dann gucke ich automatisch: Welche Themen haben die? Wie gehen sie das Thema an? Und wenn ich Freunde treffen, von denen viele als Journalisten oder in anderen Medienberufen arbeiten, dann drehen sich unsere Gespräche oft um den Journalismus. An welchen Geschichten arbeiten sie? Welche Probleme gibt es im Alltag? Wie kann man sich vernetzen? Dieses Denken kann ich nicht abschalten, und das will ich auch nicht abschalten. Ich empfinde es nicht als Last und habe auch nicht das Gefühl, dass das „Arbeit“ ist.

Wurde bei einem dieser Gespräche die Idee geboren, die „Freischreiber“ als Berufsverband freiberuflicher Journalisten zu gründen?

Das hat sich über die Zeit entwickelt. Wir haben unter Kollegen immer wieder über die Ärgernisse gesprochen, die das Frei-Arbeiten auch mit sich bringt: Redaktionen, die auf Themenvorschläge nicht reagieren. Honorare, denen man hinterherlaufen muss, um sie überhaupt zu bekommen. Und, an erster Stelle: unverschämt niedrige Honore oder unzumutbare Verträge. Der Ärger war irgendwann groß genug, dass einige Kollegen gesagt haben: Wir machen jetzt etwas dagegen. Es gab eine erste Veranstaltung im Frühjahr 2008 in Hamburg, da konnte ich nicht dabei sein. Aber kurz darauf bin ich dazu gestoßen.

Sie sind seit der Gründung der „Freischreiber“ im November 2008 stellvertretende Vorsitzende des Vereins. Welche Ziele verbinden Sie mit diesem Engagement?

Mir sind drei Sachen wichtig. Ich erwarte erstens, dass freie Journalisten ein besseres Image in Redaktionen und Öffentlichkeit bekommen. Oft werden sie noch als diejenigen wahrgenommen, die keine Festanstellung bekommen haben. Und nicht als Journalisten, die sich freiwillig und sehr bewusst dafür entschieden haben, frei zu arbeiten. Freie Journalisten sind nicht Journalisten zweiter Klasse. Zweitens habe ich häufig das Gefühl, dass freie Journalisten nur als Textproduzenten wahrgenommen werden. Also als Schreiberlinge, die für Geld alles schreiben: Broschüren, Werbetexte, Unternehmensdarstellungen, Artikel. Mir ist wichtig: Ich mache Journalismus, nicht einfach irgendwelche Texte. Ich recherchiere. Ich will alle Seiten

hören. Ich vertrete keine Interessen. Es muss klar sein, dass Journalismus und PR zwei verschiedene Jobs sind – was übrigens selbst von Redaktionen nicht immer so gesehen wird. Da heißt es dann: Ja, unsere Honorare sind niedrig, aber du kannst ja PR machen. Deshalb geht es drittens darum, die Arbeitsbedingungen der freien Journalisten zu verbessern.

Was heißt das konkret?

Freie Journalisten müssen qualitativ hochwertige Arbeit liefern können, ohne dass das ein Zuschussgeschäft wird. Und ohne, dass man den Journalismus mit PR oder anderen Nebenjobs querfinanzieren muss. Wir müssen daher die Honorare thematisieren. Es ist leider so, dass man sich Tageszeitungsjournalismus als Freiberufler aus finanziellen Gründen eigentlich nicht leisten kann. Das ist sehr schade, denn Tageszeitungen sind ein tolles Medium. Auch der Online-Journalismus ist oft sehr schlecht bezahlt. Ein ganz großes Problem sind zudem die Vertragsbedingungen. Verlage lassen sich zunehmend in „Buy-out-Verträgen“ sehr weitreichende Rechte an einem Stück abtreten – für ein einmaliges Pauschalhonorar. Fast immer muss man auch das Recht abtreten, dass der Verlag den Text an Dritte weiterverkauft. Ohne, dass man dafür noch einmal Geld sieht. Und ohne, dass man informiert wird, wo der Text am Ende landet. Es gibt Kollegen, die haben ihre Texte auf irgendwelchen Unternehmensseiten wiedergefunden, für die sie niemals schreiben würden – weil der Verlag den Text weiterverkauft hat. So etwas unterläuft nicht nur unsere wirtschaftliche Basis, sondern auch unsere Glaubwürdigkeit. Und natürlich geht es auch um Alltägliches: Dass Honorare überwiesen werden, wenn ein Artikel geliefert und abgenommen wurde, und nicht erst, wenn er irgendwann mal erscheint. Dass Ausfallhonorare gezahlt werden, wenn ein Stück aus redaktionellen Gründen nicht erscheint. Oder dass der Autor einen letzten Blick auf Artikel hat, damit man Fehler, die während des Redigierens vielleicht hineingerutscht sind, korrigieren kann.

Sie haben betont, dass man klar zwischen Journalismus und PR trennen muss. Welche Regeln fordern die Freischreiber in dieser Frage?

Wir verbieten niemandem, PR zu machen, denn uns ist klar, dass viele Freie allein von journalistischen Honoraren nicht leben können. Aber wir verlangen von unseren Mitgliedern eine Selbstverpflichtung, in der sie erklären, dass sie sich nicht von zwei Seiten bezahlen lassen und gegenüber ihren Auftraggebern Interessenskonflikte offen-

legen. Wie relevant eine solche Regel ist, haben wir auch bei Plan 17 kurz nach der Gründung erfahren. Agenturen riefen an, um uns für platzierte Texte zu gewinnen. Wir hätten von der Agentur Geld bekommen – und die Texte dann als freie Journalisten noch einmal an Redaktionen verkaufen sollen. Aber so etwas machen wir definitiv nicht.

Haben Sie selbst nur journalistische Auftraggeber?

Nein. Ich würde lügen, wenn ich sagen würde, ich mache nie PR. Aber nur sehr selten und nur, wenn alle Bedingungen stimmen. Meinen bislang letzten PR-Auftrag habe ich 2007 gemacht, da ging es um zwei Geschichten für ein Kundenmagazin, bei denen mir inhaltlich nicht reingeredet wurde. Aber ich nehme nicht häufig solche Aufträge an, weil ich Journalismus und PR nicht vermischen will. Das heißt, ich kann PR und auch Kundenmagazine nur in den Bereichen machen, in denen ich nicht journalistisch tätig bin. Und da ist es dann oft so, dass ich einfach keine Themenideen habe. Und auch kein Interesse. Zum Glück kann ich mir diese Haltung derzeit noch leisten.

2006 wurden Sie von Sanofi-Aventis mit dem Journalistenpreis Heureka ausgezeichnet, der für die gelungene Vermittlung eines medizinisch-wissenschaftlichen Themas an junge Wissenschaftsjournalisten vergeben wird. 5.000 Euro von einem Pharmaunternehmen – welche Bedenken hatten Sie dabei?

Keine. Der Artikel, den ich geschrieben habe, hatte zwar mit einer Medikamentenentwicklung zu tun, aber der Mensch, der das Medikament entwickelt, stand im Vordergrund. Ein 81-jähriger Professor, der eine Idee für ein Medikament hatte. Doch die Pharmaindustrie hatte kein Interesse daran. Es war eher ein kritischer Bericht über die Frage: Wie gehen wir mit Ideen von älteren Menschen um – am Beispiel dieser Medikamentenentwicklung. Ich hatte daher keine Bedenken wegen des Preises, zumal in der Jury keine Pharmaleute, sondern Wissenschaftsjournalisten saßen.

Ihr Artikel war zuvor in ZEIT WISSEN erschienen.

Richtig. Ich habe ihn nicht geschrieben, um diesen Preis zu bekommen, sondern es gab den Artikel bereits, als ich von dem Preis erfuhr. Es gibt ja den Verdacht, dass manche Preise ausgelobt werden, damit die Leute einen Artikel schreiben, der sich mit dem gewünschten Thema beschäftigt. So etwas mache ich nicht.

Wenn ich mich bei Preisen bewerbe, dann nur mit Artikeln, die ich ohnehin geschrieben habe. Und gerade dieser Artikel bedurfte einer sehr langen Recherche, die nicht so gut bezahlt war.

Wie lange haben Sie an diesem Artikel gearbeitet?

Ich habe sehr lange gebraucht, um diesen 81-Jährigen zu finden. Ich wusste, dass es ihn gibt, hatte aber keinen Namen. Nachdem ich ihn gefunden hatte, musste ich ihn in mehreren Anläufen überreden, dass er mitmacht. Und dann habe ich mich in das Thema Glykomiik eingelesen, so heißt die Forschung auf dem Gebiet der Zuckermoleküle im Körper. Dabei geht es um Zellkommunikation, das ist recht kompliziert. Ich habe mit vielen Leuten gesprochen, um meine Informationen und Rechercheergebnisse einordnen zu können. Viele dieser Hintergrundinformationen und Gespräche tauchen in dem Artikel gar nicht auf. Wahrscheinlich habe ich netto etwa zehn Tage daran gearbeitet.

Und das ist viel?

Für so ein Stück? Ja.

Wir hätten jetzt gedacht, da sitzt man ein Jahr dran.

Nein! Leute! Ihr müsst mal daran denken, was ihr dafür bezahlt bekommt. Natürlich gibt es Sachen, an denen bin ich ein halbes Jahr dran. Dann habe ich schon drei Monate gelesen, bevor ich das Thema einer Redaktion anbiete. Anschließend recherchiere ich noch einmal drei Monate, bis der Artikel erscheint. Aber die Netto-Arbeitszeit beträgt dann ja nicht sechs Monate. Eigentlich sagt man, unter einem Tagessatz von 250 Euro kann man nicht wirtschaftlich arbeiten. Das wären bei 10 Tagen Arbeit ja schon 2.500 Euro. Die muss man für so ein Stück erst einmal bekommen. In der Regel bekommt man sie nicht. Daher war es gut, hinterher noch einmal das Preisgeld oben drauf zu bekommen. Auch um das Gefühl zu haben, der Artikel war es wert.

Sollten nicht eher Verlage und Sender diese Wertschätzung vermitteln?

Klar, sollten sie. Man hört ja häufig, es sei eine Ehre, dass ein Stück in dieser oder jener Zeitung oder auf diesem oder jenem Sendeplatz gelaufen sei. Auch ein häu-

figes Argument, warum es nicht mehr Honorar gibt. Aber von Ehre kann ich weder meine Miete zahlen noch etwas essen. Am Ende geht es also doch ums Geld.

Sie haben sich nach Ihrem Berufseinstieg auf wissenschaftsjournalistische Themen spezialisiert. Wie haben Sie Ihre Leidenschaft für den Wissenschaftsjournalismus entdeckt?

Das war eine Mischung aus Zufall, Interesse und Nachfrage. Während der Praktika der Henri-Nannen-Schule hatte ich den Schwerpunkt noch auf Kultur gelegt. Ich hab dann aber relativ schnell gemerkt, dass es zwar sehr spannend, aber für Freiberufler ganz schwierig ist, in diesem Bereich zu arbeiten. Vor allem, weil es sehr viel aktuelle Berichterstattung ist. Entweder man bekommt das Thema zu einem bestimmten Zeitpunkt unter – oder es ist tot. Als ich mich dann mit Plan 17 selbstständig gemacht habe, wurden gerade zahlreiche Wissenschaftsmagazine gegründet. Ich habe relativ schnell gemerkt, dass mich das sehr interessiert. Ich hatte solide Grundkenntnisse. Und ich habe Lust mich da einzuarbeiten. Das habe ich dann Schritt für Schritt gemacht.

Wie sind Sie da konkret vorgegangen?

Learning by doing, ganz klassisch: Ich hatte ein Thema, und anhand dessen habe ich mich eingelesen, wie man Studien findet und bewertet, was es mit der Statistik auf sich hat, wie man unabhängige Ansprechpartner findet und so weiter. Ich habe Newsletter abonniert, verschaffe mir einen Überblick über die relevanten Artikel in Fachzeitschriften, lese Blogs, Fachliteratur, habe Kontakte für Hintergrundinformationen und jeweils zu neuen Themen erschließe ich mir das Feld ein bisschen weiter. Zudem ist Fortbildung wichtig. Ich wurde beispielsweise zu Beginn meiner Freiberuflichkeit von einer Redaktion eingeladen, an einer Schulung über medizinische Datenbanken und die Bewertung von Studien teilzunehmen. 2008 habe ich ein Stipendium der „European Initiative for Communicators of Science“ bekommen, welches das Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie in Göttingen ausschreibt. Sie laden europäische Wissenschaftsjournalisten – inzwischen auch Generalisten – für eine Woche ein, um dort mit Wissenschaftlern im Labor zu stehen, anschließend konnte ich eine Woche im Karolinska-Institut in Stockholm Hintergrundgespräche mit Wissenschaftlern führen. Für mich war das neu und hochinteressant, weil ich einen geisteswissenschaftlichen Hintergrund habe und noch nie selbst im Labor gearbeitet habe.

Ist das auch Ihr Rat an junge Journalisten – thematische Schwerpunkte setzen, Fachwissen nutzen, sich spezialisieren?

Auf jeden Fall. Je spezialisierter man ist, umso einfacher ist es, wahrgenommen zu werden. Das ist das wichtigste Ziel – sichtbar werden. Sowohl, wenn man einen festen Job sucht, als auch, wenn man frei arbeitet. Sichtbar werden natürlich in erster Linie durch Qualität, nicht durch Marketing, obwohl das natürlich auch eine Rolle spielt. Zu hoffen, dass man wahrgenommen wird, ohne sich selbst auch ein Stück weit zu vermarkten, wäre naiv.

Sie sind Dozentin an der Hamburger Akademie für Publizistik und arbeiten auch für die journalistische Nachwuchsförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung. Welche Tipps geben Sie den jungen Journalisten noch mit auf den Weg?

Für Berufseinsteiger, die freiberuflich arbeiten wollen, ist eine Mischkalkulation unentbehrlich. Nur Herzensjobs zu machen, funktioniert leider nicht. Davon kann man nicht leben. Deshalb muss man immer wieder Aufträge annehmen, die vielleicht nicht Traumjobs sind, von denen man aber weiß, dass sie nicht viel Aufwand bedeuten und gut bezahlt sind. Mit diesem finanziellen Polster kann man Themen ausführlicher recherchieren und bearbeiten, die man unbedingt machen möchte. Was nicht bedeutet, dass man diese Brotjobs nicht auch mit Herz und 100-prozentig machen muss. Aber sie müssen vom Aufwand her überschaubar sein.

Zweitens ist es klug, sich mit anderen zu vernetzen. Um zu erfahren, wie andere arbeiten, was sie verdienen, oder über Texte oder Ideen zu sprechen. Wer sich nicht vernetzt, läuft Gefahr, zu sehr in der eigenen Suppe zu schwimmen. Wichtig ist aber auch ein enger Austausch mit Festangestellten und Redaktionen – im optimalen Fall pflegt man enge Kontakte zu ein paar Redaktionen, bekommt mit, was die planen, was es Neues gibt, was gebraucht wird – und macht sich so weniger leicht ersetzbar. Drittens muss man sich darauf einstellen, immer weiter zu lernen. Zu denken, man sei fertig – das ist für Journalisten undenkbar. Möglicherweise ist das Leben mit Printjournalismus auf Dauer nicht finanzierbar. Oder es wird Standard, dass man multimedial arbeitet. Dann werden wir uns dementsprechend weiterbilden müssen. Und viertens muss man sich schon sehr sicher sein, dass man wirklich Journalismus machen will. Es wartet keiner auf einen. Wer einen guten Plan B im Kopf hat, der sollte Plan B machen. Nicht, weil es im Journalismus gar keine Möglichkeiten gibt. Aber ich kann mir vorstellen, dass es in den nächsten Jahren nicht wirklich ein-

fach wird. Man sollte also schon sehr überzeugt sein von dem, was man da tun will. Und man muss realistisch sein.

Warum?

Einstellungsstopps. Sinkende Honorare. Redakteure erzählen mir von der Order, möglichst wenige Aufträge an Freie zu vergeben. Das führt dazu, dass der Druck in den Redaktionen und bei den Freiberuflern steigt. Das macht den Job nicht unbedingt schöner. Die Leute haben weniger Zeit für Texte, weniger Zeit und Möglichkeiten für Recherchen. Ich glaube, es wird schwieriger sein, schöne große Geschichten zu machen. Und das ist ja eigentlich das, was man will, wenn man mit diesem Job anfängt.

Kann „Spiderwoman“ da nicht ein wenig helfen?

Ich hoffe. Denn ich möchte, dass man von freiem Journalismus langfristig gut leben kann. Und ich finde es wichtig, dass Medien weiterhin relevante Inhalte produzieren. Im Moment sehe ich leider die gegenteilige Entwicklung. Qualität darf nicht als Kostenfaktor wahrgenommen werden, an dem man sparen kann. Journalismus und unabhängige Medien sind etwas sehr Wertvolles. Sie dürfen nicht leichtfertig aufgegeben werden, weil sie Geld kosten.

Dr. Eva-Maria Schnurr ist freie Wissenschaftsjournalistin in Hamburg. Sie wurde 1974 geboren und studierte Geschichte, Politik sowie Theater-, Film-, Fernsehwissenschaft an der Universität zu Köln. Studienbegleitend absolvierte sie eine Ausbildung am Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses. Nach dem Besuch der Henri-Nannen-Journalistenschule in Hamburg gründete sie 2003 gemeinsam mit ihrem Abschlussjahrgang den Journalistenverbund „Plan 17“. 2009 wurde sie mit einer Arbeit zur Mediengeschichte im 16. Jahrhundert promoviert. Als Dozentin ist Dr. Eva-Maria Schnurr u.a. an der Akademie für Publizistik tätig. 2008 gründete sie mit anderen freien Journalistinnen und Journalisten den Berufsverband Freischreiber e.V. und wurde zur stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. Das Interview mit Dr. Eva-Maria Schnurr ist im Wintersemester 2008/2009 an der Universität Hamburg entstanden.

„Wo alles miteinander verschmilzt“ Jens Radü, SPIEGEL ONLINE

Jens Radü kam als Praktikant zu SPIEGEL ONLINE – und schuf sich seine heutige Stelle als Multimedia-Redakteur quasi selbst. Im Interview mit Alexander



Epp und Birgit Gatti erklärt er, warum er nach einem WDR-Volontariat Online-Journalist werden wollte und wie er heute als VJ arbeitet.

Herr Radü, als Sie 2009 vom MEDIUM MAGAZIN zu einem der „Top 30 bis 30“-Nachwuchsjournalisten gekürt wurden, haben Sie im Interview gesagt, dass es zum Rockstar leider nicht gereicht habe. Ist Ihnen Ihr Job als Multimedia-Redakteur bei SPIEGEL ONLINE überhaupt aufregend genug?

Aufregend ist es alleine deswegen, weil es so abwechslungsreich ist. Ich bin im letzten Jahr bei einem Parabelflug der ESA dabei gewesen, kümmere mich jetzt zum Beispiel um die Verlierer der Wirtschaftskrise und gestern war ich für unser Panorama-Ressort bei der Messe „Jagd und Hund“, wo die alljährliche Hirschruf-WM ausgerufen wurde. Das sind aus den unterschiedlichsten Ressorts die unterschiedlichsten Geschichten, weil wir Multimedia nicht ressortspezifisch, sondern ressortübergreifend angelegt haben. Wir versuchen, in jedem Ressort multimediale Inhalte anzusiedeln und arbeiten mit den jeweiligen Kollegen. So entsteht ein Informationspaket, das im besten Fall unseren Usern richtig gut gefällt.

Und was wird aus der Musiker-Karriere?

An der Karriere als Rockstar arbeite ich natürlich immer noch. Vielleicht wird es aber auch eher die zweite Karriere: Der alternde Rockstar mit 50 plus, der Country macht. Zumindest gibt es eine SPIEGEL-Allstars-Band. Der Titelbild-Chef spielt Schlagzeug,

ein Kollege von SPIEGEL TV Gitarre, ich spiele Keyboard und wir haben eine tolle Sängerin.

Sie sind seit 2006 Redakteur bei SPIEGEL ONLINE, zuvor haben Sie im Rahmen des Journalistik-Studiums beim WDR volontiert. Warum haben Sie sich für den Online-Journalismus entschieden?

Ich habe mich im Dezember 2004 für ein Praktikum bei SPIEGEL ONLINE beworben. Das war das letzte Praktikum, das ich in meinem Studium absolvieren wollte, weil ich mir den „Big Player“ auch einmal von innen anschauen wollte. Ich habe 2005 das Praktikum begonnen und war von dem Team begeistert. Damals war es noch viel kleiner, inzwischen sind wir ja über 100 Leute. Ich sah mich eigentlich immer beim Radio, also etwa bei der Infowelle WDR 5. Als ich aber SPIEGEL ONLINE kennen gelernt habe, war für mich klar, dass es großartig wäre, wenn es hier klappen würde, weil es genau das ist, was mir Spaß macht.

Wie haben Sie sich damals für das Praktikum beworben?

Ich habe ganz profan eine Bewerbung losgeschickt – nicht online, sondern schriftlich. Ich habe ein Manuskript von einer 15-minütigen Hörfunkreportage aus dem Bereich Wissenschaft mitgeschickt und einen Fernsehbeitrag verschriftlicht. Zusätzlich noch eine Geschichte, die ich für die RUHR NACHRICHTEN ausgearbeitet hatte. Ich habe darauf geachtet, dass möglichst alles dabei ist, um zu zeigen, dass ich in allen Bereichen schon Erfahrungen gesammelt hatte.

Sie haben im Volontariat das Radio- und Fernsehmachen gelernt. Inwiefern hat Sie das auf ihr multimediales Arbeiten bei SPIEGEL ONLINE vorbereitet?

Ziemlich gut. Ich wusste, was es bedeutet, mit einem Fernsteam herauszufahren und zu drehen, wie schön das sein kann, aber auch, wie nervig es manchmal sein kann. Außerdem habe ich gelernt, wie man mit O-Tönen umgeht. Das ist genau das, was ich hier tagtäglich mache. Ich versuche, Fernsehen, Radio und Print fürs Internet miteinander verschmelzen zu lassen und das klappt meistens sehr gut.

Vermissen Sie trotzdem die Arbeit beim Hörfunk?

Ich finde Radio sehr spannend und höre beispielsweise gerne NDR INFO oder das Wortprogramm WDR 5, wo ich damals auch gearbeitet habe. Vermissen wäre trotzdem zuviel gesagt, denn die multimedialen Möglichkeiten, welche das Internet bietet, sind so großartig, dass ich mich nicht mehr zurücksehne. Journalistisch gesehen ist es traumhaft, als Onlineredakteur zu arbeiten. Das muss natürlich nicht für jeden gelten, aber ich fühle mich genau da zu Hause, wo alles miteinander verschmilzt.

Konnten Sie schon während des Praktikums bei SPIEGEL ONLINE multimedial arbeiten?

Ich habe das Praktikum bei SPIEGEL ONLINE im Ressort Wissenschaft begonnen und habe dann eine Zeitlang beim Unispiegel-Ressort mitgearbeitet. Dabei ist mir aufgefallen, dass auf der Homepage zu dem Zeitpunkt eigentlich nur Videos von der Nachrichtenagentur REUTERS waren. Ich kam aus der Fernseh- und Radioecke und habe mich gefragt, wo die eigene Multimedia-Abteilung ist. Es gab zwar immer wieder Sonderprojekte, aber kein konzeptioniertes Ressort. Der damalige Online-Chef Mathias Müller von Blumencron fand die Idee, so etwas aufzubauen, spannend und gab das Okay. Im Februar 2006 habe ich dann bei SPIEGEL ONLINE fest angefangen.

Das heißt, Sie haben sich Ihre Stelle selbst geschaffen?

So kann man das sehen. Aber das ganze Multimedia-Projekt hat dann sehr schnell Fahrt aufgenommen, Technik, Grafik und Redaktion arbeiten sehr eng zusammen – und vor allem haben die Reaktionen unserer User gezeigt, dass es höchste Zeit war.

Kann man das auch verallgemeinern: Als Berufseinsteiger muss man mutig sein, eigene Ideen entwickeln?

Man sollte auf keinen Fall zu schüchtern sein. Ich glaube, in vielen Redaktionen ist es gut, wenn man eigene Themen und Ideen hat und die auch verfolgt: Das ist mein Ding, das möchte ich gerne umsetzen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, dass genau diese Geschichten am besten werden, weil sie am meisten Spaß machen. Damit kommt man weiter.

Wie lief für Sie der Aufbau des Multimedia-Ressorts dann ab?

Der Aufbau bestand darin, jeden Tag etwas zu produzieren, gleichzeitig die Strukturen zu ebnen. Also: Wie soll der Videoplayer aussehen, der später auf der Internetseite integriert ist? Wie koordinieren wir das Zusammenspiel mit den Ressorts? Die Idee von Multimedia war von Anfang an, Videos nicht um jeden Preis, sondern nur mit echtem Mehrwert für den User zu produzieren. Das Konzept des komplementären multimedialen Erzählens war uns 2006 sehr wichtig. Es macht keinen Sinn, wenn der User am Ende denkt, dass er zweimal das Gleiche sieht, weil er schon den Text gelesen hat.

Welche Themen werden mit Videos ergänzt?

Generell gilt: Lohnt es sich wirklich? Hat es einen Mehrwert, diesen Menschen reden zu hören und zu sehen, oder ist es besser, zu lesen? Auf SPIEGEL ONLINE gibt es pro Tag über 150 Meldungen, Texte und Nachrichten, die über die Seite rauschen. Inzwischen über 50 Videos. Das ist eine unglaubliche Menge und man muss fokussieren und entscheiden, was ein stark visuelles Thema ist. Wir wollen nicht die Tagesschau wie vor 20 Jahren: Hände schüttelnde Politiker, Limousinen, die vorfahren, wehende Flaggen und Außenschüsse von Gebäuden. Das will niemand mehr sehen. Da kann man besser eine gut geschriebene Geschichte oder ein gut geführtes Interview publizieren.

Sie haben im MEDIUM MAGAZIN angemerkt, dass viele Ideen bloße Pläne und Pläne Visionen bleiben. Wo werden sie gebremst?

Ach, gebremst möchte ich da nicht sagen. Aber es ist wie in jedem anderen Beruf: Manchmal ist zum Beispiel die technische Entwicklung noch nicht so weit. Wir sind da noch lange nicht am Ende. Die Zukunft von Multimedia-Storytelling, zum Beispiel mit interaktiven Webreportagen, sieht sehr gut aus und SPIEGEL ONLINE ist dabei ziemlich weit vorne. Man muss aber weiter daran arbeiten, dass es auch so bleibt.

Wie wird das aussehen, das multimediale Storytelling in der Zukunft?

Mein Traum wäre es, dass eine Geschichte vielleicht mit einem kurzen Videoschnipsel anfängt, dann in einen Absatz Text wechselt und schließlich in eine Bildergalerie mündet, so dass der User gar nicht mehr merkt, ob er einen Text gelesen oder ein Video gesehen hat. Es gibt manchmal Geschichten, da würde sich weder

eine Slideshow noch ein Video oder ein Text eignen, sondern vielmehr die Kombination aus allem.

Sie arbeiten als Videojournalist und müssen recherchieren, filmen, schneiden, vertonen und texten. Kann ein Journalist das allein überhaupt schaffen?

Dieses VJ-Prinzip ist eine Herausforderung - vorher recherchieren und konzipieren, drehen und dann im Schnitt sitzen und alles fertig machen. Es ist aber auch eine kreative neue Möglichkeit. Früher beim WDR sind wir mit einem ganzen Team rausgefahren: Beleuchter, Kameramann, Autor. Da gibt es Reibungsverluste. Wenn ich erst jemandem erklären muss, welche Bilder ich haben will und was ich mir vorstelle, geht manchmal etwas verloren. Ich habe in den letzten Jahren herausgefunden, dass es für viele Situationen ein großer Vorteil ist, als VJ zu arbeiten.

In welchen Situationen?

Ich kann das an einem Beispiel erklären. Am Tag des Buches waren maskierte Studenten nachts in Hamburg unterwegs und haben guerillamäßig Bücher verteilt. Dabei hatte ich das Gefühl, dass dort mehr Journalisten als Studenten waren. Der NDR etwa war mit Kameramann, Autorin und Tonmann dabei. Insgesamt waren es drei Leute, die in einem der VW-Busse mitgefahren sind. Ich war alleine und hatte nur meine Kamera mit einem kleinen Scheinwerfer und meine Protagonistin dabei. Wir haben am Abend angefangen und die Nacht über gedreht. Der NDR hat es am nächsten Abend in der Show gehabt, im lokalen Fenster. Wir hatten es schon morgens auf der Seite, weil ich es in der Nacht noch fertig gemacht hatte. Nachher hat mich die NDR-Autorin angerufen und gesagt, dass sie die Geschichte ähnlich erzählen wollte wie wir, es aber nicht geklappt hat. Sie hat gemerkt, dass sie mit dem Team nicht schnell genug vorangekommen ist: Protagonisten aussteigen lassen, die Szenen dreimal wiederholen, dann lief die Kamera noch nicht, Gespräche noch einmal nachstellen. Wenn man alleine unterwegs ist, kann man viel schneller und flexibler reagieren. So ein Termin ist ganz klar ein VJ-Termin.

Wo würden Sie nur mit einem Kamerateam hingehen?

Zu einer Großdemonstration zum Beispiel – immer dann, wenn es ein bisschen gefährlich wird. Oder dann, wenn man sich komplett auf ein Interview konzentrieren muss.

Oder wenn es besonders auf die Bilder ankommt. Jedes Bild, das ich mache, ist nicht so schön wie das eines wirklich guten Kameramanns, jedenfalls die meisten nicht.

Bei dem Parabelflug der ESA, von dem Sie zu Beginn gesprochen haben, waren Sie aber allein, oder?

Ja, bei dem Parabelflug war ich vier Tage als VJ in Bordeaux und habe mit dem Team der ESA etwa zehn Kassetten voll gedreht.

Was passiert bei einem solchen Flug?

Für jeden Menschen ist es eine Grenzerfahrung, Schwerelosigkeit zu erfahren. Das ist etwas ganz Außergewöhnliches. Man muss vorher zum Fliegerarzt und alle möglichen Tests absolvieren. Ich hatte dann einen Flug mit 35 Parabeln, die geflogen wurden, jeweils etwa 30 Sekunden. Eine Studentin habe ich als Textreportage begleitet, eine Wissenschaftlerin für Text und Video und ich habe Versuche für ein Quiz gemacht. In der Nacht vorher habe ich vor Aufregung nicht so viel geschlafen. Es hätte auch sein können, dass mir nach der zweiten Parabel schlecht geworden wäre, wie es einigen auf diesem Flug auch passiert ist. Dann hätte ich gar nicht mehr weitermachen können, aber es lief alles super. Wenn ich nicht schon so alt wäre, könnte ich vielleicht noch einen Flugschein machen.

Wie sieht im Vergleich der Alltag in der Redaktion aus?

Wir haben morgens eine große Konferenz, in der sich alle Ressorts treffen und besprechen, was für den Tag anliegt. Die CvDs entscheiden dann, welche Geschichte HP ist, also mit Homepage-Potenzial. HP bedeutet sehr viel Aufmerksamkeit, gute Platzierung, viele Klicks, gut fürs Ressort, gut für die Geschichte. Ich habe jeden Tag ein aktuelles Thema, aber auch eine langfristige Geschichte im Hinterkopf, sogenannte Specials. Gerade bereite ich etwas zum Thema Tiefsee vor. Das sind oft Wissenschaftsthemen, für die ich ein kleines Faible habe, weil ich beim WDR für diesen Bereich gearbeitet habe. Die Tiefsee bietet sich als visuelles Thema sehr gut an. Einen Riesenkalmar und Leuchtfische möchte man sehen – und nicht nur darüber lesen.

Sie produzieren außerdem den Videoblog von Matthias Matussek, der mit dem „Goldenen Prometheus“ geehrt wurde. Was ist Ihre Rolle dabei?

Wenn klar ist, auf welches Thema wir uns stürzen, überlegen wir gemeinsam, in welche Richtung die Geschichte geht, wie sie inhaltlich aufgebaut sein soll und welche Gags wir einbauen wollen. In den letzten Wochen hat beispielsweise die Diskussion über die Steuersünder-CD für Aufsehen gesorgt. Wir haben uns also gefragt, ob wir dies in einem Beitrag aufgreifen und vielleicht eine konspirative Übergabe mit Schlapphut-Journalisten in irgendeinem verrauchten Café mit Wackelkamera inszenieren sollten. Das Manuskript, welches Grundlage für den Blog ist, schreibt Matthias Matussek dann im stillen Kämmerlein zu Hause. Er bereitet etwas vor, schickt mir das vor dem Dreh und ich schaue mir an, wie man es filmisch umsetzen könnte. Oft genug schmeißen wir das ganze Manuskript noch einmal komplett um. Nach dem Dreh schneide ich es und stelle es auf die Seite. Wir nehmen uns dafür aber keine Woche Produktionszeit. Meistens sind es zwei Stunden Dreh, dann schneide ich noch ein oder zwei Stunden und dann ist der Beitrag fertig.

Klingt doch ein bisschen nach Rock'n'Roll...

Ja, so ein bisschen Rock'n'Roll ist das schon. Gerade Matthias Matussek ist auch ein Typ, der gut als Rockstar funktionieren könnte. Man muss ja auch Bühnenpräsenz haben. Ich sehe mich weniger als Frontmann, sondern würde ihn dann eher auf dem Harmonium begleiten.

Jens Radü ist Multimedia-Redakteur bei SPIEGEL ONLINE. Geboren 1979 in Lünen, studierte er an der Universität Dortmund und in Kaunas/Litauen Journalistik und Politikwissenschaften. Seit 1998 freie Mitarbeit für verschiedene Zeitungen und Rundfunkstationen (u.a. RUHR NACHRICHTEN, RADIO 91,2 Dortmund). Volontariat und Redakteursvertretung beim WESTDEUTSCHEN RUNDFUNK in Köln. Jens Radü baute im Februar 2006 bei SPIEGEL ONLINE das Multimedia-Ressort auf, wo er bis heute arbeitet, als Videoreporter mit der Kamera unterwegs ist, Multimedia-Specials produziert oder Video-Formate wie den wöchentlichen Videoblog „Matussek“ entwickelt. Das Interview mit Jens Radü ist im Wintersemester 2009/2010 an der Universität Hamburg entstanden.

„Die Kontakte waren Gold wert“

Lukas Heiny, Gruner + Jahr Wirtschaftsmedien

(FINANCIAL TIMES DEUTSCHLAND, CAPITAL, IMPULSE, BÖRSE ONLINE)

Am Abend klingelte das Telefon – und am nächsten Tag hatte Lukas Heiny seine erste feste Stelle bei der FINANCIAL TIMES DEUTSCHLAND. Im Interview mit Anna Beregova



und Nina Schwarz erzählt der Wirtschaftsredakteur, welche Rolle die Henri-Nannen-Schule dabei spielte und wie er als Berufsanfänger in der Redaktion Fuß fassen konnte.

Herr Heiny, Sie haben an der Uni Münster Geschichte, Kommunikationswissenschaft und Wirtschaftspolitik studiert, haben dann eine Ausbildung an der Henri-Nannen-Schule in Hamburg absolviert und waren ein paar Monate später festangestellter Redakteur bei der FINANCIAL TIMES DEUTSCHLAND. Wundern Sie sich manchmal, dass Ihr Berufseinstieg so glatt gelaufen ist?

Im Nachhinein mag es wirklich so scheinen. Mein Berufseinstieg ist aber nicht nach einem Masterplan abgelaufen, wie man das rückblickend vielleicht meinen könnte. An den jeweiligen Stationen oder Weggabelungen war es gar nicht so klar, sondern sehr zufällig, wo sich neue Möglichkeiten ergeben haben. Der Weg zur FINANCIAL TIMES DEUTSCHLAND war also nicht vorgezeichnet.

Welche anderen Möglichkeiten meinen Sie?

Vor meinem Schritt vom Studium auf die Journalistenschule hatte ich viele Optionen. Da war noch nicht endgültig klar, dass ich Journalist werde. Hätten sich zu dieser Zeit andere Möglichkeiten ergeben, zum Beispiel in der Öffentlichkeitsarbeit oder bei Werbeagenturen, wäre das sicher auch sehr spannend gewesen. Im Nachhinein bin ich aber froh, dass es nicht so gekommen ist.

Was hat Sie dann bewogen, sich für den Journalismus zu entscheiden?

Ich habe schon während des Studiums etliche Redaktionspraktika absolviert und gemerkt, wie viel Spaß die Arbeit machen kann. Gegen Ende des Studiums habe ich dann im Internet gesehen, dass die Henri-Nannen-Schule wieder eine Ausschreibung macht. Weil die eine Altersbegrenzung haben, war es für mich die vorletzte Chance. Ich war zu dem Zeitpunkt allerdings noch gar nicht fertig mit dem Studium. Es war also eigentlich gar nicht logisch, das zu dem Zeitpunkt schon zu machen, aber es hat zufällig geklappt. Während der Schulzeit habe ich dann noch das Studium abgeschlossen, was ziemlich stressig und hektisch war, aber die einzige Möglichkeit. Ich bin sehr, sehr glücklich, dass das geklappt hat.

Was ist das Wichtigste, das Sie aus der Zeit bei der Henri-Nannen-Schule mitgenommen haben?

Das Wichtigste – das ist ganz schwer zu sagen. Ich glaube, dass die Journalisten-ausbildung an der Henri-Nannen-Schule wirklich eine der besten ist, die es gibt. Die theoretischen Einheiten wurden allesamt von sehr kompetenten Leuten aus der Praxis geleitet, die selber parallel bei großen Medien arbeiteten. Insofern hatte man, obwohl es eine theoretische Einheit mit Übung war, immer einen sehr starken Praxisbezug. Auch die handwerklichen Grundlagen wurden sehr gut vermittelt, da habe ich sehr viel gelernt. Außerdem hat mir die Schulzeit bei der Orientierung auf dem Arbeitsmarkt sehr geholfen.

Inwiefern?

An fast jedem Abend in den theoretischen Blöcken, vielleicht so an drei oder vier Abenden in der Woche, waren Gäste von Zeitungen, Fernsehsendern oder Radios da. Sie haben uns erzählt, wie bei ihnen die Redaktion arbeitet, welche Themen sie gerade umtreiben, wie weit sie mit Freien zusammenarbeiten, welche Formate sie haben, welche Formate sich eignen, wie die Bezahlung ist – alles Mögliche. Es war gar nicht der eine Abend, der einem da die Erkenntnis gebracht hat, aber am Ende der anderthalb Jahre hatte man in der Summe einen unglaublich guten Überblick über den Markt. Und das war sehr hilfreich.

Wie wichtig waren die Kontakte, die sie während der Ausbildung knüpfen konnten?

Die waren natürlich Gold wert. Das ist, glaube ich, auch einer der ganz großen Vorteile, die Journalistenschulen haben. Die meisten Ausbildungen an Journalistenschulen sind ja so aufgebaut, dass es einen Teil mit theoretischer Ausbildung in der Schule und einen Teil mit praktischer Ausbildung in verschiedenen Redaktionen gibt. An der Henri-Nannen-Schule ist die Ausbildung in mehreren Blöcken organisiert, so dass man alles in allem die Hälfte der Zeit Praktika absolviert. Da ist man dann in den Redaktionen, die bestimmte Plätze reserviert haben. Das heißt, es ist relativ einfach, Plätze in sehr guten Redaktionen zu bekommen. Während der Praktika lernt man viele Kollegen kennen – Redakteure, Ressortleiter, Chefredakteure. Häufig ist es auch so, dass Medien mit freien Stellen an die Journalistenschulen herantreten, und fragen: Habt ihr nicht jemanden, der darauf passen würde? Es wird da schon versucht, den Absolventen ein paar Angebote zuzuspielen.

Hat das auch Konkurrenzdenken unter den Schülern zur Folge?

Das ist wahrscheinlich von Jahrgang zu Jahrgang sehr unterschiedlich. Bei uns lief es damals relativ harmonisch ab, direktes Konkurrenzdenken um bestimmte Stellen oder Praktikumsplätze habe ich nicht erlebt. Ich habe es sogar als Vorteil erlebt, dass man auf den Journalistenschulen immer mit einem Haufen anderer Journalistenschüler zusammen ist. Wir waren 20 in einer Klasse, das heißt es gab 19 Mitschüler, die zur gleichen Zeit in anderen Redaktionen Praktika gemacht haben. Dadurch erfährt man ganz viel, was in den anderen Redaktionen läuft. Anderthalb Jahre arbeitet man mit den anderen Schülern ziemlich intensiv zusammen. Diese Kontakte sind auch nach Ende der Schulzeit noch sehr wichtig.

Man spricht da ja auch von einem Netzwerk ...

Zusätzlich gibt es etwas, was man vielleicht als Netzwerk bezeichnen könnte. Bei den Journalistenschulen gibt es immer eine sehr gute Beziehung zwischen den Absolventen und den späteren Jahrgängen. Das ist eigentlich an allen Schulen ähnlich. Wenn man dann in eine neue Redaktion kommt, und da ist jemand, der auch auf der Journalistenschule war, ist das gleich ein ganz guter Ankerpunkt oder ein ganz guter Einstieg für ein Gespräch. Das ist keine mysteriöse Verbindung oder so, aber man weiß, da kommt einer aus dem gleichen Stall. Das ist, glaube ich, hilfreich.

Auch bei Ihrem eigenen Berufseinstieg?

Nein, nicht dieses Netzwerk, aber die Kontakte, die ich während der Schulzeit knüpfen konnte. Ich habe während der Ausbildung an der Henri-Nannen-Schule ein dreimonatiges Praktikum bei der FINANCIAL TIMES DEUTSCHLAND gemacht und auch bereits Geschichten über mein späteres Fachgebiet Gesundheitswirtschaft geschrieben. Ich habe da den Ressortleiter und die Kollegen kennengelernt. Und dann kam eins zum anderen ...

Was heißt das konkret?

Eigentlich war ich während des Praktikums bei der FTD im Weekendteil und habe alle möglichen bunten Geschichten gemacht. Ich hatte vorher kaum etwas mit Wirtschaftsjournalismus zu tun und habe dann meine ersten Geschichten für die gerade neu entstandene Seite Gesundheitswirtschaft gemacht, als Praktikant und dann später auch als freier Mitarbeiter. Für dieses komplexe Themenfeld gab es in der Zeitung nur wenige Experten. Dann hat sich da später eine Stelle ergeben, weil es eine redaktionelle Erweiterung gab mit einem zusätzlichen Magazin. Und dann ging das eigentlich ziemlich schnell. Es klingelte irgendwann abends das Telefon, der Ressortleiter rief an und fragte, ob ich nicht Lust hätte, sie hätten da eine Stelle und ich solle mich bis morgen entscheiden. Ich habe mit meiner Frau gesprochen, das Für und Wider abgewogen und dann habe ich zugesagt. Zunächst war es nur eine halbe Stelle, drei Monate später eine volle.

Was hat für dieses Angebot mit Festanstellung bei der FINANCIAL TIMES DEUTSCHLAND gesprochen?

Mein erklärtes Ziel nach der Schule war eine Festanstellung. Direkt im Anschluss hat sich allerdings nichts ergeben, bei dem ich gesagt hätte, das ist so spannend, dass ich es gerne machen würde. Dann habe ich erst einmal einige Monate frei gearbeitet. Das passte ganz gut, denn ich war in einer besonderen Situation. Ich bin fast zeitgleich mit dem Schulende zum ersten Mal Vater geworden. Insofern war ich ganz dankbar, erst einmal Zeit zu haben, um das Vatersein zu erleben. Das war wunderbar. Letztlich war das auch ein Grund, der für eine Festanstellung gesprochen hat, weil von meinem Gehalt eine Familie abhängig war. Außerdem hat mich die Stelle bei der FTD inhaltlich gereizt. Und, das wusste ich aus dem Praktikum, es ist eine coole Redaktion.

Aber ein Fachmann in Sachen Gesundheitswirtschaft waren Sie nicht.

Das stimmt, ich war kein Gesundheitswirtschaftsexperte, habe das auch nicht studiert. Zum Experten bin ich erst durch den Beruf geworden. Ich hatte allerdings eine Affinität zu dem Thema und schon einige Geschichten in diesem Bereich geschrieben. Das ist wahrscheinlich dann entscheidender, als der fachliche Experte zu sein.

Welche Vorteile hat die Festanstellung für Sie?

Das feste Gehalt ist sicher kein unwichtiger Punkt. Außerdem hat man die Möglichkeit, eigene Ideen bei der Konzeption noch viel stärker umzusetzen – bei der Gestaltung, bei der Themengewichtung, bei der Themenmischung, bei der Auswahl der Geschichten, bei der Frage, wie man sie machen möchte ... Da hat man eine ganze Menge Freiheiten. Insofern ist es durchaus reizvoll, Redakteur zu sein. Als Freier hat man immer noch mindestens einen, der mitredet. Um als freier Journalist zu arbeiten und damit seinen Lebensunterhalt zu verdienen, muss man außerdem sehr organisiert sein. Das geht, und ich kenne auch viele, die das sehr gut können – Rechnungen schreiben, Büromanagement, Aufträge einholen, vielleicht eine Zweitverwertung organisieren, Recherchen so organisieren, dass daraus gleich mehrere Geschichte entstehen. Das alles erfordert ein hohes Maß an Planung.

Ein freier Journalist könnte erwidern: Dafür sitzen die Redakteure ständig in Redaktionskonferenzen ...

Der Einwand ist berechtigt. Das ist in der Tat nicht so schön an der Tätigkeit als Redakteur, die ganzen administrativen Aufgaben.

Nach Ihrem Einstieg bei der FTD, was war da für Sie die größte Herausforderung?

Ich glaube, die allergrößte Herausforderung war der Seitenwechsel. Plötzlich in der Situation zu sein, als Berufsanfänger mit Autoren verhandeln zu müssen, Texte mit Autoren diskutieren zu müssen, die schon seit 20 Jahren im Beruf waren und absolute Experten in ihrem Themenfeld waren. Die haben zu Beginn natürlich am Telefon schnell gemerkt, dass ich von der Materie wenig Ahnung habe. Trotzdem war ich derjenige, der die redaktionelle Verantwortung übernehmen musste. Das ist am Anfang nicht so einfach. Man hat am Anfang eher ein Gefühl und ahnt, der Text ist nicht so gut. Aber man hat noch keine wirklichen Kriterien, um das beurteilen und begründen zu können. Mittlerweile hat sich das natürlich geändert.

Texte gut zu redigieren ist, glaube ich, auch nicht etwas, was man in zwei Jahren lernen kann. Erst im Laufe der Zeit entwickelt sich Erfahrung.

Hat die Redaktion Sie unterstützt?

Ja. Es wird intern sehr offen über alle Texte geredet, das hat mir sicher sehr geholfen. Wir diskutieren, wie man mit freien Autoren umgeht, aber auch wie wir selber an Geschichten herangehen. Man kann auch einmal ganz schnell zwischen Tür und Angel einen Kollegen fragen, wie man das macht oder wie der andere das machen würde.

Wie haben Sie sich in das Themenfeld Gesundheitswirtschaft eingearbeitet?

Das Thema erschließt man sich im Laufe der Zeit. Mit jeder Recherche, mit jedem Interview lernt man mehr über die Branche. Sehr hilfreich sind Hintergrundgespräche, in denen die Akteure offen erzählen. Am meisten habe ich über meine eigenen Geschichten gelernt und die Gespräche dabei. Dazu kommt der Austausch mit den Kollegen im Team. Und natürlich das Screening von anderen Zeitungen, Nachrichtenagenturen und Fachmagazinen. Der Gesundheitsmarkt ist allerdings sehr komplex. Neben den reinen Anbietern und Unternehmen spielen immer auch die Politik und die Krankenkassen mit, es gibt unterschiedliche regulatorische Rahmenbedingungen – das macht die Lage oft extrem komplex.

Haben Sie denn im redaktionellen Alltag ausreichend Zeit, um die Zusammenhänge zu entwirren und die Hintergründe zu recherchieren?

Ja, glücklicherweise. Das liegt an der Konstruktion meiner Stelle. Ich bin auf der einen Seite inhaltlich zuständig für tagesaktuelle Nachrichten aus dem ganzen Gesundheitsbereich. Auf der anderen Seite bin ich verantwortlich für unser Hintergrundmagazin „medbiz“, das monatlich erscheint. Das Magazin richtet sich an Entscheider aus der Gesundheitswirtschaft. Das heißt, unsere Leser sind Manager aus Kliniken, Krankenkassen, Banken, Pharmafirmen oder anderen Unternehmen, ebenso wie Unternehmensberater, Investoren und Analysten. Die Schwierigkeit ist: Wir schreiben für Experten, müssen die Texte aber auch spannend für andere Leser machen.

Welche Geschichte ist Ihnen besonders gut gelungen?

Eine Magazingeschichte über den Umbruch im ambulanten Gesundheitsmarkt. Es hieß immer, auch Finanzinvestoren würden Interesse am Geschäft der niedergelassenen Ärzte haben – Namen wurden bis dahin jedoch nirgendwo genannt. Nach sechs Wochen konnte ich den Umbruch beschreiben, mit Namen von Investoren und der Art und Weise wie die rechtlichen Konstruktionen dahinter aussehen. Es war eine schöne Geschichte, mit spannender Recherche, bei der ich viel gelernt habe.

Wie lange recherchieren Sie für Magazingeschichten dieser Art?

Für die Recherchen haben wir in der Regel drei bis vier Wochen Zeit, in diesem Fall waren es sechs Wochen. Es ist wunderbar, ein solches Umfeld zu haben, wo man sich lange und intensiv mit einer Frage auseinandersetzen kann, mit ganz vielen Leuten spricht und daraus dann eine größere Geschichte baut.

Stoßen Sie bei den Recherchen auch auf Widerstände?

Na klar. Wer als Quelle nichts sagen will, den kann man nicht zwingen. Einige sprechen erst, wenn ihnen nichts anderes mehr übrig bleibt, wenn wir alle Informationen über das Umfeld recherchiert haben. Im Grundsatz gilt aber: Wir haben inzwischen so ein Standing in der Branche, dass die meisten Leute mit uns reden. Gerade in kleineren Unternehmen sind jedoch nicht alle vertraut im Umgang mit überregionalen Zeitungen – und wundern sich manchmal, dass sie nicht die Texte vor Andruck zu lesen bekommen. Das geht natürlich gar nicht.

Haben Sie denn nicht auch manchmal das Problem, das Ihre Recherchen einen Anzeigenkunden – zum Beispiel aus der Pharmaindustrie – verärgern könnten?

Wir nehmen da keine Rücksicht. Die unbedingte Unabhängigkeit, die wird bei der FTD und den Magazinen sehr groß geschrieben und auch sehr gut umgesetzt. Ich kann Geschichten nach meiner Recherche so aufschreiben, wie ich das als Journalist für richtig halte und es gibt keinen, der mir da inhaltlich rein redet. Die Vorstellung, dass ein Verlag herkommt und sagt: Der ist ein Anzeigenkunde von uns, über den schreibst du bitte freundlich – das wäre ein Skandal.

In vielen Redaktionen ist das aber Realität.

Ja, vielleicht. Ich glaube, dass es in einigen Redaktionen zumindest unterschwellig so läuft. Glücklicherweise ist das bei uns nicht so – und das ist mir sehr viel wert. Ich glaube, dass sich das langfristig für den Verlag auch auszahlt. Als Tageszeitung oder als Wirtschaftsmagazin kann es auch nur so funktionieren, weil sonst die Leser das Vertrauen verlieren. Genauso ist es auch mit der Trennung von PR und Journalismus: Man muss sich entscheiden. Beides zugleich geht nicht. Das sind Ideale, bei denen ich froh bin, dass ich das im Alltag auch umsetzen kann, so wie man es ja eigentlich gelernt hat.

Die FTD soll pro Jahr mehrere Millionen Euro Verlust machen. Befürchten Sie, dass der Verlag irgendwann plötzlich die Zeitung einstellt?

Das kann ich nicht beurteilen, ich weiß auch nicht, ob die Zahlen stimmen. Ich hoffe aber, dass es die FTD noch lange gibt. Es ist eine tolle Zeitung.

2008 hat der Umbau der Gruner + Jahr-Wirtschaftsmedien begonnen. Standorte in München und Köln fallen weg, es wurde eine Zentralredaktion in Hamburg eingerichtet. Wie fühlen Sie sich denn angesichts der aktuellen Situation des Verlags und der FTD?

Ich glaube, wir sind bei der FTD noch einmal mit einem blauen Auge davon gekommen, viele der Kollegen aus den Wirtschaftsmagazinen hat es dagegen sehr hart getroffen. Das hat auch bei uns ganz schön die Stimmung gedrückt. Inzwischen hat sich die Lage hier aber beruhigt, das neue Modell funktioniert, die ersten Ausgaben der Magazine aus unserer neuen Großredaktion waren toll. Die Stimmung ist wieder relativ gut.

Der Journalismus ist stark im Wandel. Wo sehen Sie sich selbst in fünf Jahren, in einem Worst-Case-Szenario?

Das ist in der Tat gerade ganz schwer zu sagen. Der Wandel ist da, den gibt es, auch bei uns im Haus. In dem Worst-Case-Szenario würde es die FTD, CAPITAL, IMPULSE und BÖRSE ONLINE und damit meinen Arbeitsplatz nicht mehr geben und ich würde auch keinen neuen Arbeitsplatz mehr finden, weil leider überall die Stellen gestrichen werden. Und ich würde es auch nicht schaffen, als freier Journalist zu überleben.

Wie realistisch ist dieses Szenario für Sie?

Ich hoffe, es ist nicht realistisch. Aber wenn man sich die Medienseiten oder die Mediendienste ansieht, trifft es ja gerade alle möglichen Zeitungen, die Redaktionen verkleinern, zusammenlegen, Journalisten rausschmeißen. Insofern kann es, glaube ich, ziemlich schnell gehen. Nach meiner Wahrnehmung wird es derzeit auch schwieriger, als Journalist freiberuflich zu arbeiten. Es gibt ja die Theorie: Je stärker die Redaktionen verkleinert werden, desto mehr Arbeit gibt es für Freie. Meine Beobachtung ist eher anders, aber vielleicht ändert sich das auch wieder.

Und in einem Best-Case-Szenario, wo wären Sie gerne in fünf Jahren?

In so einem Szenario arbeite ich entweder immer noch bei den Wirtschaftsmagazinen oder bei einem anderen Medium, habe sehr viel Zeit zum Arbeiten, ohne jeden Abend bis um zehn Uhr in der Redaktion zu sitzen. Ich glaube, Best-Case-Szenarios machen sich nicht an einem bestimmten Medium oder an einer bestimmten Position fest, sondern richten sich nach den Umfeldbedingungen: der Arbeitsbelastung, dem Stress, der Bezahlung, dem Druck und natürlich auch an den inhaltlichen Freiheiten und Möglichkeiten. Der Magazinjournalismus, den wir hier machen, ist sicher reizvoller als reiner Tageszeitungsjournalismus. Aber wir haben ja die Möglichkeit, beides zu machen. Das ist natürlich besonders spannend.

Lukas Heiny ist Wirtschaftsredakteur bei den Gruner + Jahr Wirtschaftsmedien in Hamburg. Er wurde 1977 in Bremen geboren und studierte an der Universität Münster Geschichte, Kommunikationswissenschaft und Wirtschaftspolitik. Während des Studiums absolvierte er mehrere Praktika, unter anderem bei der TAZ Bremen, der BERLINER ZEITUNG, der BILD-Zeitung, in Redaktion der NDR-Sendung Extra 3 und in der Öffentlichkeitsarbeit der Vereinten Nationen in Wien. 2004 begann er eine Ausbildung an der Henri-Nannen-Journalistenschule in Hamburg, die ihn in weitere Redaktionen führte (DIE ZEIT, RADIO BREMEN Fernsehen, GEOLINO, FINANCIAL TIMES DEUTSCHLAND). Seit 2006 ist er als fest angestellter Redakteur der FINANCIAL TIMES DEUTSCHLAND verantwortlich für das Themenfeld Gesundheitswirtschaft, seit 2009 ist er Redakteur im Reportageteam des Agenda-Ressort der Gruner + Jahr Wirtschaftsmedien. Das Interview ist im Wintersemester 2008/2009 an der Universität Hamburg entstanden.

„Die wichtigste Geschichte meiner Karriere“ Malte Arnsperger, Freier Journalist, München

Erzog von Leutkirch im Allgäu nach Hamburg – und aus dem Volontär der SCHWÄBISCHEN ZEITUNG wurde der „Journalist des Jahres 2008“. Malte Arnsperger spricht im Interview



mit Özlem Gezer und Anika Götz über die Aufdeckung des Lidl-Überwachungs-skandals und über die Folgen der Enthüllung für seine Tätigkeit als freier Journalist.

Herr Arnsperger, Sie wurden gestern in Berlin gemeinsam mit Ihrem Kollegen Markus Grill als „Journalist des Jahres 2008“ ausgezeichnet, weil Sie den Bespitzelungsskandal des Discounters Lidl aufgedeckt haben. Herzlichen Glückwunsch zu der Auszeichnung. Waren Sie aufgeregt?

Nicht aufgeregt. Aber neben mir saß Anne Will, hinter mir saßen Claus Kleber und Jakob Augstein. Ich saß da als „Kleiner“ dazwischen. Klar – das war eine schöne Erfahrung.

Der Lidl-Fall ging ja nach der Veröffentlichung im STERN durch die ganze Presse. Was bedeutet die Geschichte für Sie und für Ihre Karriere?

Das war bislang die wichtigste Geschichte meiner Karriere. Ob es auch die wichtigste Geschichte meiner Karriere bleiben wird, das weiß ich natürlich nicht. Aber es wird schwer, das noch zu übertreffen.

Was gab den Anstoß zu der Recherche?

Es war eine E-Mail, die in der Redaktion eingegangen ist. Der Absender behauptete, er habe Material zu der Bespitzelung des Personals durch einen Discounter.

Diesem Hinweis bin ich nachgegangen.

Sie haben dann den Reporter Markus Grill an die Seite bekommen. In welchen Schritten verlief die Recherche?

Wir haben zunächst die Unterlagen gesichtet und haben uns dann mit dem Informanten getroffen, um dessen Glaubwürdigkeit besser einschätzen zu können. Dann haben wir die Unterlagen Datenschutz- und Arbeitsrechts-Experten vorgelegt und um eine Bewertung gebeten. Und kurz vor Erscheinungstag haben wir Lidl damit konfrontiert.

Was war das Spannendste bei der Recherche?

Das Spannende waren zum einen die offenen Fragen: Wie gut sind die Unterlagen? Wie zuverlässig ist der Informant? Mit welchen Mitteln wird mein Gegenüber kämpfen? Hat man nicht doch etwas übersehen bei der Recherche? Welche Folgen wird die Geschichte haben? Zum anderen gibt es sicher auch einen gewissen Ehrgeiz, eine solche Geschichte exklusiv zu machen.

Welche Unterstützung haben Sie von Seiten der Redaktion bekommen?

Anfangs musste ich meine Vorgesetzten von der Tragweite der Geschichte überzeugen. Dann jedoch hatten wir die volle Rückendeckung der Stern-Redaktion und der stern.de-Redaktion. Ich habe auch einige Tage von meinem eigentlichen stern.de-Dienst frei bekommen, um an der Lidl-Geschichte arbeiten zu können. Welches Ausmaß dieser Fall hat, wurde im Laufe der Recherche immer deutlicher. Erstmal war es eine „Geschichte“. Dann hieß es in der Redaktion, es wird eine größere Geschichte. Schließlich wurde es eine Titelgeschichte. Nachdem das Heft erschienen war, war der Lidl-Fall bundesweit das Top-Thema der nächsten Tage.

Werden Sie nach dieser Veröffentlichung anders wahrgenommen in der Branche?

Ja. Wenn man mit anderen Journalistinnen und Journalisten spricht und sagt, ich bin der, der den Lidl-Skandal mit aufgedeckt hat, dann wird man gleich ernst genommen. Obwohl ich jung bin, trete ich ihnen auf Augenhöhe gegenüber. Und

als Onliner wird man auch einmal von den STERN-Kollegen aus dem Heft wahrgenommen.

Wie viele Jahre liegen jetzt zwischen Ihrem ersten Artikel und der Auszeichnung?

Ich habe mit 23 Jahren bei der Lokalredaktion des EXPRESS in Bonn als Praktikant angefangen. Seit meinem ersten Artikel sind also rund neun Jahre vergangen.

Was war das Thema?

Meine erste Geschichte war ein Schwimmbad-Test in Bonn. Ich habe für diesen Test einen Tag lang alle Schwimmbäder in Bonn besucht und notiert, wie toll das ist – die Eintrittspreise, das Essen, usw. Ich habe alle Details zusammengetragen, den ganzen Tag recherchiert, und wie das bei einer Boulevard-Zeitung dann halt so ist, gibt es wenig Text und viel Bild. Am Ende standen pro Schwimmbad zwei Sätze im Blatt.

Waren Sie enttäuscht danach?

Ja, anfangs schon. Aber das hat sich dann schnell gelegt, weil ich in der Redaktion viel machen durfte. Außerdem war die Bezahlung gut, also hat sich die Enttäuschung in Grenzen gehalten.

Wie wichtig waren die Erfahrungen, die Sie bei dem Boulevardblatt gesammelt haben?

Die Zeit beim EXPRESS hat mich natürlich schon ein Stück weit geprägt. Dort habe ich gelernt, sehr schnell zu reagieren und mich ohne Scheu an eine Vielzahl von Themen heranzutrauen. Auch unkompliziert zu schreiben war dort sehr wichtig. Allerdings ist die ausgiebige Recherche bei dieser Art von Arbeit natürlich nicht möglich, weswegen ich danach auch unbedingt bei anderen Redaktionen und Medien arbeiten wollte.

Sind derartige Praktika während des Studiums unverzichtbar?

Praktika sind ein unbedingtes Muss, ohne sie geht es einfach nicht. Bei einem Praktikum sieht man die Abläufe in den Redaktionen, man kann üben, Leute kennen lernen und Texte schreiben, die man dann später für die Bewerbung nutzen kann.

Ich kenne keinen Journalisten in meinem Umfeld, der keine Praktika absolviert hat. Ich war zum Beispiel nicht nur beim EXPRESS in Bonn, sondern auch bei der TAZ in Köln, der DEUTSCHEN WELLE, in der DPA-Redaktion in Washington und bei stern.de. Das war vor meinem Volontariat bei der SCHWÄBISCHEN ZEITUNG.

Wie sind Sie an Ihr Volontariat gekommen?

Ganz klassisch über eine Bewerbung, ohne Kontakte und Beziehungen.

Aber später haben Ihnen Kontakte geholfen, die Sie während der Praktika geknüpft hatten?

Richtig. Ich hatte nach meinem Praktikum in der stern.de-Redaktion einen guten Draht zur Redaktionsleitung und habe diesen auch anschließend aufrechterhalten. Dann wurde noch während meines Volontariats plötzlich eine Stelle in Hamburg bei stern.de frei. Ich habe dann mit einem Kollegen der SCHWÄBISCHEN ZEITUNG intensiv darüber diskutiert, ob ich zu stern.de gehen soll oder nicht. Schließlich habe ich mein Volontariat zwei Monate vor dem eigentlichen Ende abgebrochen und bin nach Hamburg gezogen, um Online-Redakteur bei stern.de zu werden.

War das ein schwieriger Wechsel?

Das war schon ein großer Schritt für mich von der kleinen Regionalzeitung in Leutkirch, wo ich über die Supermarkteröffnung in einem 500-Einwohner-Dorf oder über den Bau eines Fahrradweges geschrieben habe, in solch eine Redaktion zu wechseln und über die große Politik zu schreiben. Es hat auch wirklich lange gedauert, bis ich mich da richtig etabliert hatte. Aber ich hatte gute Förderer und Leute, die wirklich hinter mir standen, deswegen hat es geklappt.

Welche Mentoren waren das?

Das Dreiergespann Frank Thomsen, Florian Güßgen und Henry Lübberstedt. Das sind die, die mich damals eingestellt haben, mich während meiner Zeit bei stern.de immer förderten und auch heute noch hinter mir stehen.

Mit welchen Problemen waren Sie konfrontiert?

Problematisch sind im Online-Journalismus grundsätzlich der Aktualitätsdruck und der permanente Wettbewerb um die schnellste Meldung. Mein blödester Patzer, der leider auch immer wieder sofort auftaucht, wenn man meinen Namen googelt, ist eine NPD-Geschichte, bei der ich den Parteichef Udo Voigt als „vorbestraft“ bezeichnet habe. Was er aber damals nicht war. Da habe ich nicht sorgfältig genug recherchiert und zu schnell geschrieben.

Sie haben Hamburg im August 2008 verlassen und sind zur Reportage-Agentur „Zeitenspiegel“ gegangen. Sie schreiben aber immer noch für den STERN und stern.de. Was hat Sie zu diesem Schritt bewogen?

Der „Zeitenspiegel“ ist ein renommierter Zusammenschluss von Fotografen, Schreibern und Grafikern, die jeweils für unterschiedliche Medien arbeiten, die aber nicht ganz alleine arbeiten wollen, sondern ein gewisses Maß an Zusammenarbeit schätzen und sich deshalb zu einer Agentur zusammengeschlossen haben. Ich kann mich hier journalistisch weiterentwickeln.

Wollen Sie auch weiterhin investigativ arbeiten?

Natürlich. Auch das war ein Grund zu „Zeitenspiegel“ zu gehen. Zum einen, weil man hier die Zeit hat, sich solchen Recherchen zu widmen, und zum anderen weil ich von Top-Leuten wie Ingrid Eissele und Rainer Nübel lernen kann. Außerdem finde ich es spannend, über Gerichtsfälle zu schreiben – wie es zum Beispiel die SPIEGEL-Gerichtsreporterin Gisela Friedrichsen macht. Einen Fall von der Tat bis zum Urteil zu erzählen, das finde ich sehr interessant.

Sie arbeiten jetzt als „fester Freier“ für die Redaktionen von STERN und stern.de. Was bedeutet das konkret?

Ich bin nun nicht mehr in die täglichen Redaktionsarbeiten eingebunden. Das heißt, dass ich zum Beispiel keine Wochenend- oder Nachrichtendienste mehr machen muss. Ich mache viel Justizberichterstattung, bin im Einsatz bei tagesaktuellen Geschichten für stern.de oder übernehme Recherchen für die Wirtschaftsredaktion des STERN. Natürlich ist es für mich nicht denkbar, für den SPIEGEL oder den FOCUS zu arbeiten, da es die direkten Konkurrenten sind. Aber das sehe ich nicht als Einschränkung.

Ist Ihnen die Sicherheit, die diese Anbindung an den STERN bietet, wichtig?

Ja, sehr. Ich könnte mir nicht vorstellen, komplett als Freier zu arbeiten.

Nicht alle jungen Journalisten haben in dieser Frage die Wahl.

Ja, das stimmt. Mein Berufseinstieg lief ausgezeichnet. Ich bin sicher kein Naturtalent als Schreiber. Aber ich hatte und habe viel Ehrgeiz, habe die richtigen Leute getroffen und hatte auch Glück.

Haben Sie Angst, dass der Lidl-Erfolg rasch wieder in Vergessenheit gerät?

Mir ist klar, dass ich mich nicht auf diesem Erfolg ausruhen kann. Obwohl ich jetzt eigentlich gut etabliert bin, habe ich heute noch hin und wieder Angst vor der Zukunft. Welche Entwicklungen wird es im Journalismus geben? Habe ich das Zeug mitzugehen, wenn sich die Medienlandschaft verändert? Mir ist wichtig, dass ich auch in Zukunft gründlich recherchieren kann, dass ich raus gehen kann und nicht nur an meinem Schreibtisch sitzen muss. Nur dann werden die Geschichten richtig gut.

Als Sie bei der Lidl-Recherche den Schreibtisch verlassen haben, was haben Sie da in den Discountern erfahren?

Wir haben dabei erfahren, wie skrupellos in dieser Branche teilweise agiert wird. Es geht nur um Profitmaximierung, oft leider zu Lasten der Mitarbeiter. Das trifft im Übrigen nicht nur auf Lidl zu.

Malte Arnsperger ist freier Journalist und arbeitet von München aus für die Reportage-Agentur „Zeitenspiegel“, STERN und stern.de. Er wurde 1978 in Stuttgart geboren und studierte Regionalwissenschaften Nordamerika in Bonn. Nach verschiedenen Praktika volontierte er bei der SCHWÄBISCHEN ZEITUNG in Leutkirch. Malte Arnsperger arbeitete von 2006 bis 2008 als Redakteur bei stern.de. 2008 deckte er gemeinsam mit Markus Grill den Bespitzelungsskandal des Discounters Lidl auf und wurde dafür vom MEDIUM MAGAZIN als „Journalist des Jahres 2008“ ausgezeichnet. Das Interview mit Malte Arnsperger ist im Wintersemester 2008/2009 an der Universität Hamburg entstanden.

„Nach drei Jahren konnte ich vom Journalismus leben“ Katja Bigalke, Freie Journalistin, Berlin

*Mitten in der Medienkrise machte sich Katja Bigalke als freie Hörfunkjournalistin in Berlin selbstständig. Im Gespräch mit **Juliane***



***Bergmann** erzählt sie, wie sie sich trotzdem durchsetzen konnte und warum sie heute viel Zeit in einen Radio-Podcast steckt.*

Frau Bigalke, Sie arbeiten als freie Radiojournalistin in Berlin, für DEUTSCHLANDRADIO KULTUR und DEUTSCHLANDFUNK. Was bedeutet die Freiberuflichkeit für Sie – eher Unsicherheit oder eher Freiheit?

Eher Freiheit. Weil ich das Glück habe, dass ich sehr eng mit Redaktionen zusammenarbeite, die ich schätze – und die mich schätzen. Da gibt es ein persönliches Verhältnis. Darum fühle ich mich nicht unsicher.

War das von Anfang an so?

Nein. Als ich 2002 begann, als freie Journalistin zu arbeiten, wurden die Folgen der Medienkrise relativ deutlich. Da ist die Internetblase geplatzt und die Zeitungen litten stark unter den Einbrüchen in den Anzeigenteilen. Am Anfang lief es für mich noch ganz gut, weil ich Folgeaufträge von den drei Redaktionen bekam, bei denen ich während meiner Ausbildung an der Berliner Journalistenschule war. Fallen aber zwei dieser drei Stationen als berufliche Option weg, wird es problematisch.

Welche Optionen waren das bei Ihnen?

Das waren zum einen die Berliner Seiten der FAZ. Das war eine tolle Redaktion mit unheimlich kreativen Köpfen, die zum Teil einfach großartig geschrieben haben und ganz tolle Ideen hatten. Die Berliner Seiten der FAZ wurden im Sommer 2002 einfach eingestellt. Nicht, dass ich zu diesem Zeitpunkt schon ein festes Redaktionsmitglied gewesen wäre. Aber eine Chance fiel damit trotzdem weg. Zum anderen war ich während der Ausbildung bei der TAZ. Aber wegen der Honorare ist es schwierig, als Freier vom Schreiben für die TAZ zu leben. Das funktioniert nicht. Als Option blieb für mich also nur noch das DEUTSCHLANDRADIO.

Was hat das für Ihren Berufseinstieg bedeutet?

Für jemanden, der noch keinen Namen hat, ist das ein schwieriger Start. Da hatte ich nur ein Medium, bei dem ich schon Leute kannte, Ansprechpartner hatte und die Strukturen verstanden habe. Da musste ich viel Kraft investieren. Das hat eine Weile gedauert. Nach drei Jahren konnte ich davon leben. Seitdem geht es mehr oder weniger bergauf.

Drei Jahre sind eine lange Zeit ...

Das stimmt. Aber immerhin ist man als Berufsanfänger über die Künstlersozialkasse versichert, auch wenn man in den ersten drei Jahren nur sehr wenig verdient. Diesen Zeitraum hat die KSK festgelegt und ich finde, das ist ein guter Zeitraum. Wenn man es in diesen drei Jahren nicht schafft, sich in dem Beruf so zu etablieren, dass man davon leben kann, dann sollte man sich anders orientieren oder etwas Ergänzendes suchen.

Wie haben Sie sich in dieser Zeit finanziert?

Am Anfang habe ich mir viel Geld geliehen. Ich habe natürlich noch sehr studentisch gelebt, von daher brauchte ich auch nicht so viel. Aber von den zwei, drei Beiträgen, die ich dann vielleicht im Monat verkauft habe, hätte ich nicht allein leben können.

Mussten Sie sich für die Arbeit beim Radio auch das notwendige Equipment kaufen?

Ja, man braucht relativ schnell eigenes Material. Das heißt, man braucht einen vernünftigen Computer, ein vernünftiges Aufnahmegerät, ein vernünftiges Mikrofon. Man kann sich das zwar auch beim Deutschlandradio ausleihen, aber das klappt auch nicht immer, so dass man die Technik im Grunde selbst haben sollte. Das sind Startinvestitionen, die man erstmal leisten muss. Ein gutes Mikrofon kostet schon seine 350 Euro, so ein Aufnahmegerät kostet 350 Euro und ein neuer guter Rechner, der all das kann, was man von ihm erwartet, der kostet auch eine ganze Menge.

Haben Sie sich bewusst für das freiberufliche Arbeiten entschieden?

Nein. Ich hätte am Anfang lieber eine Festanstellung bekommen. Ich hätte damals nicht gesagt, dass es mein Traum ist, als freie Journalistin zu arbeiten. Ich wollte einfach gerne als Journalistin arbeiten.

Wie haben Sie es in diesen ersten drei Jahren geschafft, sich als Freie zu etablieren?

Erstens muss man am Anfang einfach viele Themen anbieten. Wenn ein Thema gekauft wird, dann muss man zweitens seine Sache gut machen. Im Prinzip lebt man als Freie gut, wenn man den Redakteuren so wenig Arbeit wie möglich macht.

Wie wichtig ist es, dabei unternehmerisch zu denken?

Der ökonomische Aspekt, der wird natürlich sehr wichtig. Da überlegt man sich: Wie viel Aufwand ist mir das wert? Kann ich diese Geschichte so detailliert bearbeiten, wenn ich davon leben muss? Das ist nicht unerheblich, denn das verändert auch das Arbeiten. Arbeitsaufwändige Sachen werden verhältnismäßig schlecht bezahlt. Es gibt ein finanzielles Ungleichgewicht zwischen dem Pressekonferenz-Journalismus, dem so genannten PK-Journalismus, und den gut recherchierten Hintergrundstücken. Der PK-Journalismus wird einfach besser bezahlt als der investigative Hintergrundjournalismus. Natürlich gibt es verschiedene Vergütungsmodelle für aufwändige und weniger aufwändige Radiostücke, aber letztendlich wird man nach Minuten bezahlt.

Welche Konsequenzen hat das für Sie?

Das zwingt dazu, dass man seinen eigenen Aufwand abwägen muss. Das ist keine gute Sache für den Journalismus. Natürlich bemühe ich mich darum, gute Beiträge abzuliefern. Ich betreibe auch sehr viel Aufwand dafür. Aber irgendwie muss es sich die Waage halten.

Könnten Sie ein Thema nicht auch mehrfach verwerten?

Ja, einige Leute sind gut im Weiterverkaufen. Dann kann man ein Thema intensiv recherchieren und die Geschichte an verschiedene Sender verkaufen, indem man den ursprünglichen Beitrag umschreibt, ihn verändert, die Geschichte aus einem anderen Blickwinkel schildert. Dann kann man es sich erlauben, sehr viel Zeit in dieses Thema zu stecken, viel zu recherchieren, viele Leute zu befragen, viel zu lesen. Ich bin leider eine sehr schlechte Weiterverkäuferin. Wenn ich eine Geschichte gemacht habe, will ich meist keine zweite daraus machen. Für mich gibt es nichts Langweiligeres, als denselben Stoff noch einmal umzuschreiben.

Könnten Sie sich auch vorstellen, für Privatsender zu arbeiten?

Nie für Private – das würde ich niemals sagen. Aber ich sehe nicht, was ich beim privaten Rundfunk machen soll. Da sehe ich keine Fläche für lange Geschichten, für lange Reportagen. Ich sehe bei privaten Sendern keine Moderatorenposition, bei der ich annähernd den Tonfall treffen würde. Da würde jeder sagen: Du klingst wie vom öffentlich-rechtlichen Rundfunk.

Wenn Sie heute zurückschauen auf Ihre Zeit an der Berliner Journalistenschule: Hat Ihnen diese Ausbildung Türen geöffnet?

Das würde ich schon sagen. Leute, die Journalistik studieren oder ein Volontariat machen oder eben eine Journalistenschule besuchen, liegen klar im Vorteil. Ich habe mich zum Beispiel während meines Politik-Studiums einmal bei der TAZ für ein Praktikum beworben und wurde nicht genommen. Als ich dann später an der Berliner Journalistenschule war, habe ich das Praktikum bei der TAZ kurioserweise sofort bekommen. Da kann ich also konkret vorher und nachher miteinander vergleichen.

Wie schwierig war es, an der Journalistenschule einen Platz zu bekommen?

Den größten Respekt bei diesen Journalistenschulen habe ich vor den Allgemeinwissen-Tests. Ich hatte offenbar Glück, dass der so ausgefallen ist, dass ich damals einen Großteil der Fragen korrekt beantwortet habe. Ich weiß auch noch, dass mir das Auswahlgespräch großen Spaß gemacht hat. Da ging es sehr stark um moralische Fragen im Journalismus. Ich habe mich in meinem Studium auch viel mit dem Thema Moral und Moralphilosophie beschäftigt. Da empfand ich den Journalismus als eine ganz gute Anwendungsform. Wo ist man als Journalist käuflich? Wie entsteht dieses moralische Korsett, in dem man sich bewegt? Wie steckt man sich selbst das Feld, das man nicht verlassen will?

Haben Sie heute im Berufsalltag noch Zeit, über diese Fragen nachzudenken?

Das ist auf jeden Fall ein Thema, über das ich immer noch spreche, über das ich mich auch mit Freunden und Kollegen immer noch unterhalte. Jeder hat seine eigene Position, was für ihn okay ist und was nicht. Es gibt allerdings Grundsätze, die sind für alle gesetzt. Dass man zum Beispiel seine Quellen keiner Gefahr aussetzt. Andererseits gibt es sicherlich auch Situationen, in denen man noch einmal darüber nachdenken muss, ob eine Regel unter allen Umständen gilt. So würde zum Beispiel jeder sagen, dass man sich nicht von einem Unternehmen bezahlen lassen darf. Aber angenommen, es ginge um eine bezahlte Reise und die wäre die einzige Möglichkeit, als freier Journalist irgendwohin zu kommen. Dann könnte man sagen: Ich bin ein unabhängiger Mensch. Soll das Unternehmen mir doch die Reise bezahlen, ich kann weiterhin ein unabhängiger Mensch bleiben.

Waren Sie schon mal in einer solchen Situation?

Ich habe einmal zum Beispiel an einer Reise nach Hawaii teilgenommen. Das Ganze war bezahlt von den unterschiedlichen Hotelgruppen, die eingeladen hatten. Viel Zeit für eine größere Recherche vor Ort hatte ich wegen des sehr engen Programms nicht. Aber ich konnte immerhin zwei kleine Geschichten über die Surfer mitbringen. Bunte Geschichten. Nichts Investigatives. Aber schöne Geschichten. Und ich hatte wirklich kein Problem damit, nicht über die Hotels zu berichten. Zumal es in unserem Programm dafür gar keine Sendeplätze gibt.

Ihre Ausbildungsstätte, die Berliner Journalistenschule, hat finanzielle Probleme, so dass momentan keine Lehrredaktion angeboten werden kann. Wie beurteilen Sie als Absolventin diese Entwicklung?

Das tut mir sehr leid. Es ist ein ehrenwertes und richtiges Ziel, Journalisten auszubilden. Als Journalistenschüler mussten wir nichts für unsere Ausbildung bezahlen. Es ist schade, wenn so eine tolle Initiative nicht mehr existieren kann. Auf der anderen Seite bekomme ich aber auch mit, dass im Moment überall unendlich viele Journalisten ausgebildet werden. Man kann ja immer sagen, es darf an gut ausgebildeten Journalisten nicht fehlen. Aber es gibt sehr viele gut ausgebildete Journalisten, die dann keine faire Chance bekommen.

Ihre Ausbildung an der Berliner Journalistenschule hat 15 Monate gedauert, alle Medienformen wurden trainiert. Wo lagen für Sie die größten Vorteile?

Was mir an der Journalistenschule besonders gefallen hat, war, dass man sich noch nicht so früh auf ein Medium oder eine Redaktion festlegen musste. Ich fand Radiojournalismus zwar ganz attraktiv, hatte mich da aber noch nicht entschieden. Ich hatte gegen Ende meines Studiums eine Zusage für ein Volontariat bei einem Fernsehsender bekommen. In letzter Instanz habe ich dann einen Rückzieher gemacht. Als ich mir die Redaktion angeschaut hatte, dachte ich: Das ist nicht so ganz meine Welt.

Warum nicht?

Es ging um einen persönlichen Eindruck. Ich hatte einfach das Gefühl, ich passe nicht zu dieser Redaktion. Keine sehr rationale Entscheidung.

Wie würden Sie Radiojournalisten beschreiben?

Mir sind Radioleute sympathisch. Die können auch alleine losziehen und ihre Geschichten machen. Ich finde, da steckt so eine gewisse Unabhängigkeit des Arbeitens drin. Die Radioleute sind stärker universell einsetzbar. Man wird mit Radio allerdings nicht berühmt.

Wollen Sie nicht berühmt werden?

Ich hätte nichts dagegen, berühmt zu werden.

Das heißt, Sie haben dieses Manko in Kauf genommen?

Das hat mich auch ein leitender Redakteur beim Radio gefragt. Der hat mich früh darauf hingewiesen, dass – wenn ich beim Radio bleibe – ich mich dafür entscheide, nicht berühmt zu werden. Das ist offensichtlich das, was man in Kauf nehmen muss.

Was gefällt Ihnen beim Radio am besten?

Töne und Stimmen sind sehr eindrucksvolle Medien. Man erinnert sich ja an viele Situationen, weil man sie mit einem bestimmten Ton oder ganz klischeehaft mit einem bestimmten Song verbindet. Das Ohr transportiert viel. Ich finde, Radio ist sehr sinnlich.

Sie machen zusammen mit einigen Kollegen einen wöchentlichen Radio-Podcast, das „Küchenradio“. Ist das ein Hobby?

Ja, es ist ein Hobby, das sich mal mehr, mal weniger wie ein Hobby anfühlt. Wir müssen das natürlich auch planen und organisieren. Wir treffen uns regelmäßig am Dienstag an einem Küchentisch in Berlin oder sonst an irgendeinem spannenden Ort. Das ist natürlich ein zusätzlicher Termin in der Woche. Dann fühlt es sich ein bisschen wie Arbeit an. Eigentlich ist das Küchenradio aber sehr bereichernd für mich.

Im Internet unter www.kuechenradio.org heißt es: „Wir wollen mit dem Medium Podcast experimentieren und Radio machen, wie wir es sonst nicht dürfen: Spontan, roh und ungeplant.“ Ist das Küchenradio eine Art Ausgleich für die redaktionellen Zwänge beim Radio?

Ja. Wir haben uns für das Küchengespräch entschieden, weil es das ist, was wir nie machen, wenn wir professionell arbeiten. Da müssen wir unglaublich viel Audio-Material wegwerfen, was niemals gesendet wird. Da nimmt man die Ähs heraus, da nimmt man Redundanz heraus, la lässt man einige Seitenaspekte weg, weil man keine Zeit mehr hat, die unterzubringen. Das wollten wir nicht. Wir wollten

eine Möglichkeit haben, die Dinge einfach stehen zu lassen und nicht unter Zeitdruck zu sein, nicht schneiden zu müssen, nicht jede gedankliche Abschweifung herausnehmen zu müssen, weil sie nicht zum Thema gehört. Wir wollten ein Format haben, bei dem sich ein Gespräch entwickeln kann, so wie sich Gespräche ganz wunderbar auf Partys in Küchen entwickeln. Das ist der Ort, den man nie zum zentralen Ort einer Party kürt, wo aber am Ende doch die besten Gespräche stattfinden.

Haben Sie schon daran gedacht, das „Küchenradio“ zu vermarkten?

Das hatte jeder von uns sicherlich ab und an im Kopf. Auf der anderen Seite würde das auch ein gehöriges Maß an Professionalität verlangen. So haben wir zum Beispiel nicht immer das Glück, Gäste zu bekommen. Dann improvisieren wir. An sich ist das Projekt ausbaufähig. Dann müssten wir aber alle auch wesentlich mehr Zeit investieren. Das ist Zeit, für die man nicht bezahlt wird und für die man andere Beiträge liegen lässt, die fertig werden müssten.

Vier Jahre nach Ihrem Berufseinstieg, im Jahr 2006, sind Sie Mutter geworden. Wie lief danach der Wiedereinstieg in den Beruf für Sie?

Ich hatte große Angst davor, dass das ein riesiger Einschnitt werden würde, dass ich ersetzbar bin und dass ich dann wahnsinnig kämpfen müsste, um wieder ins Berufsleben zurückzukommen. Bei mir war es allerdings überhaupt nicht so, was eine schöne Erfahrung war. Die Redakteure haben mich ganz toll unterstützt und riefen an, ob ich nicht wieder etwas machen würde. Ich weiß nicht, ob das immer so ist und ich weiß nicht, ob das bei allen Medien so funktioniert. Dieses komische Gefühl von „Hire and Fire“, das man als Freie immer hat, das war bei mir nicht berechtigt. Es gibt Menschen, auf die man sich verlassen kann, die einem helfen, mit denen man reden kann.

Kriegen Sie Beruf und Familie gut unter einen Hut?

Man wird ein großes Organisationstalent. Bei uns ist es so, dass der Vater fest angestellt ist. In einer solchen Partnerschaft zieht man als Freier oft den Kürzeren, weil man eben frei ist. Man ist flexibel und muss reagieren, wenn das Kind zum Beispiel krank wird. Auf der anderen Seite ist es auch gut, dass man überhaupt rea-

gieren kann. Die wirklich unaufschiebbaren Termine sind für mich die Tage, an denen ich moderiere. Dann muss ich definitiv im Sender sein. Aber alles andere, wie zum Beispiel ein Interviewtermin, ist verschiebbar.

Haben Sie eigentlich einen Feierabend?

Ja, den muss man sich auch setzen. Ich habe das früher nicht gemacht und auch mal abends gearbeitet, wenn ich tagsüber nicht fertig geworden bin. Was sehr stark geholfen hat, meinen Arbeitsalltag zu strukturieren, ist mein Sohn. Der geht in die Kita und in dieser Zeit kann ich arbeiten. Wenn ich ihn abhole, muss ich fertig sein. Nachdem ich mein Kind abends ins Bett gebracht habe, habe ich keine Lust mehr zu arbeiten. Es ist die absolute Ausnahme, dass ich mich nachts noch einmal hinsetze und einen Beitrag fertig mache.

Katja Bigalke ist freie Radio-Journalistin in Berlin. Sie wurde 1972 in Aachen geboren. Nachdem sie 1999 ihr Studium an der Freien Universität Berlin mit einem Diplom der Politikwissenschaften abgeschlossen hatte, begann sie 2000 ihre Ausbildung an der Berliner Journalistenschule. In diesem Rahmen absolvierte sie Praktika beim DEUTSCHLANDRADIO, der TAZ sowie den Berliner Seiten der FAZ. Seit 2002 arbeitet sie als freie Moderatorin und Autorin für DEUTSCHLANDRADIO KULTUR und DEUTSCHLANDFUNK. Gemeinsam mit anderen Hörfunk-Journalisten moderiert sie den seit 2005 wöchentlich erscheinenden Podcast „Küchenradio“. Das Interview mit Katja Bigalke ist im Wintersemester 2009/2010 an der Universität Hamburg entstanden.

„Ein freies Wochenende, das ist kostbar“

Christian Kamp, FAZ

Tschüß, Universität: Der Hamburger Nachwuchswissenschaftler Christian Kamp entschied sich gegen eine Karriere an der Hochschule und wurde Sportreporter, als die Nachrichtenagentur dpa



ihm ein Volontariat anbot. Im Interview mit Alexandra Fitz und David Kluthe erzählt er, wie sein Wechsel in den Sportjournalismus lief und warum er den Kontakt zur FAZ-Sportredaktion knüpfte.

Herr Kamp, Sie arbeiten als Redakteur im Sportressort der FAZ. Warum sollte ein Nachwuchsjournalist heute noch als Sportjournalist für eine Tageszeitung arbeiten wollen?

Das ist eine gute Frage. Sie haben meinen Text gelesen?

Ja. Mit dieser Frage haben Sie Ihren Beitrag in dem Sammelband „Sportjournalismus“ eingeleitet, der 2009 erschienen ist. In Ihrem Text beschreiben Sie, was den Reiz der Sportberichterstattung bei einer Qualitätszeitung ausmacht.

Genau. Ich finde, es ist ein sehr spannender Beruf mit sehr viel Abwechslung und mit der Möglichkeit, eigene Ideen zu verwirklichen.

Schon Ihre Magisterarbeit haben Sie über eine Frage aus dem Bereich des Sportjournalismus geschrieben. Stand Ihre Entscheidung, Sportjournalist zu werden, schon damals fest?

Eine Entscheidung in dem Sinne ist es eigentlich nie gewesen. Es gab bei mir immer ein Interesse für den Sport, sowohl, was den aktiven Sport als auch was die Medienberichterstattung betraf. Bei der Magisterarbeit sah es eigentlich erst nach

einer literaturwissenschaftlichen Arbeit aus, ich bin aber mit dem Professor auf keinen gemeinsamen Nenner gekommen. Mein Thema hat sich dann eher zufällig aus einem Sportjournalismus-Seminar ergeben.

Sie sind nach Ihrem Hochschulabschluss zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Hamburg geblieben. Woran haben Sie gearbeitet?

Ich habe an einem Projekt mitgewirkt, bei dem es um die Mediennutzung im Krankheitsfall ging. Es ging um die Frage, welche Rolle die Medien – insbesondere das Internet – im Informationsverhalten von erkrankten Menschen spielen. Besonders spannend war, dass das Projekt interdisziplinär angelegt war: Mediziner und Kommunikationswissenschaftler arbeiteten eng zusammen.

Warum haben Sie sich nach einem Jahr gegen die Wissenschaft und für die journalistische Praxis entschieden?

Es war ein eher vages Gefühl, noch mal etwas außerhalb der Uni machen zu wollen. Das Ganze war ein einjähriges Forschungsprojekt und zum Reinschnuppern in die Wissenschaft gedacht. Danach stellte sich für mich die Frage: Versucht man, eine Promotionsstelle zu bekommen oder macht man noch mal etwas Praktisches? Ich habe mich in dieser Zeit bei Journalistenschulen und bei verschiedenen Medienunternehmen um Volontariate beworben.

Würden Sie sich wieder so entscheiden?

Es war auf jeden Fall ein guter Weg. Aber ich kann mir auch vorstellen, dass der andere Weg in der Wissenschaft gut verlaufen wäre. Ich finde beide Bereiche sehr reizvoll. Durch Zufall ist es dann ein Volontariat bei der dpa mit Schwerpunkt Sport geworden. Ich wusste lange Zeit gar nicht, dass es das in dieser Form gibt.

Gab es noch andere Angebote?

Nichts, was spruchreif gewesen wäre. Ich hatte es bei ein, zwei Journalistenschulen und bei diversen öffentlich-rechtlichen Rundfunksendern probiert. Beim NDR bin ich bis in die letzte Vorstellungsrunde gekommen, aber dort ausgeschieden. Bei der dpa hat es geklappt.

Haben Sie dann während des Volontariats nur im Sportressort gearbeitet?

Nein. Ich glaube auch nicht, dass ich das Volontariat gemacht hätte, wenn es nur aus Sport bestanden hätte. Mir war es wichtig, dass in dem Volontariat auch andere Stationen, wie zum Beispiel Politik Deutschland, ihr Gewicht bekommen. Da es bei mir aber ein Volontariat mit Schwerpunkt Sport war, war das natürlich auch quantitativ der größte Teil. Denn bei der dpa gibt es neben dem allgemeinen Volontariat das Sportvolontariat als Sonderfall. Man bewirbt sich nur für eins von beiden. Diese Zweiteilung ist – soweit ich weiß – auch historisch aus einer Sonderrolle des Sports bei der dpa entstanden.

Sind deshalb Sportredakteure räumlich oft von den anderen Redakteuren getrennt?

Ja, das hat aber zum Teil auch ganz pragmatische Gründe. Im Sport muss auch mal laut telefoniert werden, wenn die Leute aus dem Stadion anrufen. Deswegen ist es den anderen Kollegen oft nicht zuzumuten, sie in den gleichen Raum zu setzen. Dadurch entsteht eine gewisse Distanz, was wiederum auch mit der Mentalität der Leute zu tun hat. Wenn man etwas länger zurückschaut, hat der Sportjournalismus in vielen Redaktionen schon ein Eigenleben geführt, auch was die Nähe zum Berichterstattungsgegenstand betrifft. Aber ich glaube, dass sich das mittlerweile überall ändert, ändern muss.

Was sind für Sie im Nachhinein die Vor- und Nachteile Ihres Volontariats?

Der Vorteil ist, dass es eine sehr allgemeine und sehr praxisnahe Ausbildung ist, in der man relativ früh mit relativ wichtigen Themen und großen Namen zu tun hat. Das nimmt einem so ein bisschen die Furcht vor solchen Dingen. Ich glaube, wenn man bei einer Nachrichtenagentur volontiert hat, kann einen im Alltag nichts erschrecken. Man bekommt die Routine, auf allen Terminen einen nachrichtlichen Kern zu erkennen, herauszuarbeiten und diesen auch relativ schnell journalistisch umzusetzen – auch wenn das dann nicht immer die allertiefste Analyse ist. Trotzdem ist das die Basis für alles Weitere.

Und der Nachteil eines Volontariats bei einer Nachrichtenagentur?

Es geht einher mit einer gewissen Einförmigkeit von Berichterstattung. Eine Nach-

richtenagentur unterliegt besonderen Zwängen und Nöten, die oft darin bestehen, die journalistische Arbeit in Einzelteile zu zerstückeln. Das macht es häufig ein bisschen mühsam. Weitergedacht ist man irgendwann vielleicht nur noch der Vermittler von Informationsfetzen, aber nicht mehr der Journalist, der diese Fetzen zusammenführt. Damit will ich jetzt aber nicht den Status quo bei der dpa beschreiben. Das ist ein allgemeines Problem.

Haben Sie es auch als Nachteil empfunden, kein eigenes Produkt herzustellen?

Ein bisschen schon. Es gibt zwar immer diese Abdruckübersichten, an denen man sieht: In diesen Zeitungen ist mein Text erschienen. Aber Quantität ist nicht alles. Ich war lieber mit einer guten Sache in einer guten Zeitung gut platziert, als in vielen Blättern zu landen. Anders gesagt: Der Wunsch, für ein greifbares Produkt zu arbeiten, war schon die ganze Zeit ein Stück weit da.

Wie haben Sie den ersten Kontakt zur FAZ geknüpft?

Während des dpa-Volontariats hat man die Möglichkeit, eine so genannte Fremdhospitanz zu machen, also bei einem anderen Medienunternehmen zu arbeiten. Man sieht einen Vorteil darin, die andere Seite kennen zu lernen: Wie denkt der Kunde, was will der Kunde? Im Juni 2005 habe ich einen Monat bei der FAZ hospitiert. Das kann man sich wie ein normales Praktikum vorstellen.

Sie haben den Kontakt zur FAZ danach gehalten?

Genau. Nach dem Volontariat bekam ich bei der dpa keine Festanstellung, sondern eine Pauschalisten-Stelle in Hamburg. Nebenbei konnte ich für die FAZ als freier Mitarbeiter aus dem Norden berichten, sozusagen als Backup für den festen Korrespondenten. Das kam mir zu dieser Zeit ganz gelegen. Im Sommer 2007 verließ ein FAZ-Redakteur die Zeitung und somit war eine Stelle zu besetzen – ein seltenes Glück.

Hätten Sie den Job auch ohne die vorherige Korrespondententätigkeit bekommen?

Da wäre jetzt wahrscheinlich der Ressortleiter der richtige Ansprechpartner. Aber das war sicherlich eine Voraussetzung dafür, das würde ich schon sagen. Allein durch das Praktikum dort wäre eine Festanstellung wohl nicht möglich geworden.

Ich glaube schon, dass es nötig war, da noch mal in anderen Zusammenhängen zu zeigen, dass man zusammenpassen könnte.

Sehen Sie sich als Redakteur der FAZ als ein „besserer Journalist“?

Wer ein besserer Journalist ist, definiert sich nicht über den Arbeitsplatz, auf dem er sitzt. Es ist auch eine Frage von Glück und Zufällen. Sicher sind manche der besten Sportjournalisten auch freie Sportjournalisten. Aber man hat bei der FAZ noch sehr gute Möglichkeiten – sicher bessere als bei den allermeisten anderen Zeitungen. Das macht es natürlich angenehm.

Aber die Sportredaktion der FAZ muss doch auch sparen. Bleibt da noch Zeit, vor Ort zu recherchieren, oder spielt sich alles in der Redaktion ab?

Vom Letzteren ist es bei der FAZ zum Glück noch weit entfernt. Natürlich sind hier auch verschiedene Maßnahmen getroffen worden, um Kosten zu reduzieren. Dies betrifft auch bestimmte Dinge im Alltag, so wurde zum Beispiel der Umfang dienstags bis freitags von drei Seiten auf zwei gekürzt oder bei Fotos und freien Mitarbeitern mehr auf die Kosten geachtet. Wahrscheinlich wird auch bei bestimmten Terminen noch mal genauer geguckt, ob das jetzt wirklich nötig ist. Aber im Großen und Ganzen ist mein Eindruck, dass bis jetzt eigentlich alles, was man machen will, auch gemacht werden kann, wenn es nicht sehr unvernünftig erscheint.

Wird an den weniger populären Themen gespart?

Das würde ich schon sagen. Der Platz für solche Geschichten ist knapper geworden. Letztendlich muss eine Zeitung immer eine gute Mischung aus Pflicht und Kür sein. Die Zeitung wird nicht ganz wie ein Magazin arbeiten können, sondern wird das Relevante, was am Tag passiert ist, zusammenfassen. Sie wird aber zugleich eigene Akzente setzen müssen. Im Ergebnis präsentiert die Tageszeitung zu einem bestimmten Zeitpunkt einen sortierten, gewichteten und interessanten Überblick über das, was in den letzten 24 Stunden passiert ist.

Wie schwierig ist es, Platz für andere Sportarten neben dem Fußball zu schaffen?

In der Redaktion gibt es tatsächlich verschiedene Gruppen, von denen eine sehr

stark dem Fußball verpflichtet ist. Da wird gelegentlich schon darum gerungen, wie viel Platz der Fußball haben darf und wie viel nicht. Das größte Leserinteresse dürfte zwar beim Fußball liegen. Klar ist aber auch, dass eine Zeitung wie die FAZ, die den Anspruch hat, regelmäßig Qualität zu bieten, auch andere Sportarten in hohem Maße berücksichtigen sollte. Platz für eine gute Geschichte außerhalb des Fußballs ist immer, aber sie würde es im Zweifel etwas schwerer haben als eine gute Fußballgeschichte.

In welcher der beiden Fraktionen stehen Sie?

Ich arbeite überwiegend im Fußballbereich. Aber ich bin auf jeden Fall auch für die Argumente des Nicht-Fußballs sehr offen.

Sportjournalisten werden ja oft eine zu große Nähe zu den Sportlern und eine unkritische Berichterstattung vorgeworfen. Was halten Sie dagegen?

Bei diesen Dingen wird immer sehr viel in einen Topf geworfen. Es gibt eine starke Reportertätigkeit, die wirklich sehr ungefiltert wiedergibt, was passiert ist. Das macht gerade das Fernsehen, zum Teil aber auch die Printmedien, in der alltäglichen Berichterstattung von Ereignissen. Zugleich gibt es eine hintergründigere Berichterstattung mit größeren Themen, die dann auch sehr viel reflektierter, differenzierter angepackt werden.

Mit Themen wie Doping oder Sportpolitik?

Nicht nur Doping und Sportpolitik. Man kann auch ein spezifisches Fußballthema ausführlich behandeln, thematisch in die Tiefe gehen und dazu etwas Eigenes leisten. Das ist etwas anderes, als einfach zu einem Spiel zu fahren und als Reporter einen Spielbericht oder Nachbericht zu schreiben.

Gehört heute beides zu Ihrem Job?

Es gibt im Prinzip vier Arten von Tagen. Beim normalen Präsenzdienst in der Redaktion von 9.30 Uhr bis 17.30 Uhr steht man dem Blattmacher zur Verfügung, redigiert Texte, macht Überschriften, trägt zum täglichen Produkt bei, möglicherweise auch in Form eines Textes. Oder man recherchiert nebenbei eigene

Geschichten. Dann gibt es zweitens den Blattmacher, bei dem die Fäden zusammenlaufen. Er macht das Layout, sucht Fotos aus, koordiniert Texte – und so weiter. Das macht er meistens mehrere Tage oder Wochen hintereinander. Der Spätdienst ist die dritte Variante, er dauert von 16 bis 23 Uhr. Dort werden die späteren Ausgaben der Zeitung noch mal umgebaut, um sie so aktuell wie möglich zu halten. Das ist gerade an Tagen, wo spät am Abend noch größere Dinge passieren, sprich Fußball Champions League, sehr wichtig und oft auch anstrengend. Der vierte typische Tag ist der Reportertag, das kann dann ein konkreter Anlass, im Sinne eines Spiels oder Ereignisses sein, ein Gespräch oder eine Recherche.

Welcher Dienst liegt Ihnen am meisten?

Die Mischung ist sehr angenehm. Ich weiß von anderen Zeitungen, bei denen zwischen Blattmacher-Job und Reporter-Job sehr stark getrennt wird. Ich würde nicht darauf verzichten wollen, aus der Redaktion heraus zu kommen. Ich würde aber auch ungern darauf verzichten, diese Layoutdinge zu machen, weil es auch Spaß macht, etwas optisch umzusetzen.

Als Sportjournalist müssen Sie ja auch am Wochenende arbeiten. Wie lässt sich das mit Familie und Freundeskreis vereinbaren?

Die Frage ist auch bei meinem dpa-Vorstellungsgespräch vor dem Volontariat ungefähr so gestellt worden. Die Praxis zeigt, dass es Kollegen gibt, die sich damit arrangieren. Aber es ist natürlich mit Einschränkungen verbunden. Wenn ich wirklich sicher gehen will, ein komplettes Wochenende frei zu haben, muss ich es gut planen, denn ich weiß, dass ich davon im Jahr nicht allzu viele habe, also ist es kostbar. Das macht es schwierig, weil der Freundeskreis einen völlig anderen Rhythmus hat. Das empfinde ich wirklich als Nachteil. Unser Hauptproduktionstag ist natürlich der Sonntag, weil die Montagsausgabe das umfangreichste Produkt ist. Am Sonntag werden also die meisten Leute benötigt. Für diejenigen, die sich hauptsächlich mit Fußball befassen, kommen die Samstagsspiele noch dazu.

Wenn Sie heute auf Ihren Berufseinstieg zurückblicken: Was kann man planen, was ist Zufall?

Ich glaube, man kann nicht alles planen. Ein Stück weit ist es ja auch Zufall, dass

ich überhaupt im Sport gelandet bin. Ich mache das sehr gerne, aber ich hätte mir genauso vorstellen können, in den Bereichen Kultur oder Politik zu landen. Nach meinem Verständnis ist Sportjournalismus auch im Kontext von anderen Bereichen zu sehen.

Bleibt der Sport Ihr Ressort?

Im Augenblick auf jeden Fall, langfristig wird man das sehen. Ergänzt werden könnte die praktische Arbeit mit Projekten wie dem von Ihnen genannten Buchbeitrag zum Sportjournalismus. Es muss jetzt nicht streng wissenschaftlich sein, aber ein bisschen etwas, was über die reine Praxis hinausgeht und der Reflexion dient.

Christian Kamp ist Sportredakteur bei der FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG. Geboren 1974, studierte er Germanistik, Journalistik, Politikwissenschaft und Anglistik in Erlangen, Hamburg und Durham (England). Nach dem Masterexamen im Jahr 2001 arbeitete er zunächst für ein Jahr als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg. Bis 2005 volontierte er mit dem thematischen Schwerpunkt Sport bei der Deutschen Presse-Agentur (dpa). Neben seiner anschließenden Tätigkeit als dpa-Pauschalist arbeitete er als Nord-Korrespondent für die Sportredaktion der FAZ, für die er seit Oktober 2007 als festangestellter Redakteur mit den Schwerpunkten Fußball und andere Ballsportarten schreibt. Das Interview mit Christian Kamp ist im Wintersemester 2009/2010 an der Universität Hamburg entstanden.

„Zum ersten Mal im Leben kann ich sagen: Ich bin angekommen“

Claudia Weingärtner, BILD

Mit einer selbst gestalteten Sonderausgabe der BILD-Zeitung bewarb sich Claudia Weingärtner bei der Axel-Springer-Akademie – und hatte Erfolg. Mittlerweile ist sie Redakteurin



bei dem Boulevardblatt in Berlin und erzählt im Interview mit Sarah Bechimer und Anna Schruttker, wie sie lernte, dass man den Papst nicht neben einem Nacktfoto platzieren kann.

Frau Weingärtner, derzeit läuft eine aufwändige Werbekampagne der BILD unter der Überschrift „Ihre Meinung zu BILD“. Auf großen Plakaten erzählen Prominente, was sie von der Zeitung halten. Nehmen wir an, Sie würden gefragt: Was würde auf Ihrem Plakat stehen?

„BILD sagt mehr als tausend Worte.“

Das klingt ja fast nach einem Werbespruch. Warum dieser Satz?

Weil es mich fasziniert, wie viel man mit Fotos und kurzen, knackigen Texten ausdrücken kann. Und genau das passiert täglich in BILD.

Die BILD-Zeitung steht aber doch nicht nur für Kürze, sondern auch für Boulevard und viele journalistische Fehlleistungen.

Ich bin gerne Boulevard-Journalistin und überzeugt, dass wir gute Arbeit leisten. Die angeblich so vielen Fehlleistungen sind ein hartnäckiges Klischee. Wo gearbeitet wird, werden auch mal Fehler gemacht. Das passiert aber überall.

Was muss ein Boulevard-Journalist besonders gut können?

Er muss neugierig sein und alles hinterfragen, was er auf der Straße sieht.

Neugierig sollten doch alle Journalisten sein ...

Ja, das stimmt. Aber gerade im Boulevard-Journalismus ist es wichtig, ein kleines bisschen neugieriger zu sein. Man muss neben dem klassischen Termin-Journalismus die Geschichten, die auf der Straße liegen, und die Themen, die die Menschen beschäftigen, entdecken.

Sie haben die Axel-Springer-Akademie absolviert und direkt nach der Ausbildung eine Festanstellung in einer Redaktion der BILD-Zeitung bekommen. Läuft das immer so glatt?

Viele BILD-Volontäre bekommen nach der Ausbildung zunächst einen Jahresvertrag. Das war auch bei mir so. Der Verlag steckt viel Geld in die Ausbildung, da macht es ja Sinn, die „Eigengewächse“ nicht gleich gehen zu lassen. Wir verpflichten uns sogar, nach der Ausbildung drei Jahre lang bei Springer zu bleiben. Wenn wir ein anderes Angebot bekommen und gehen, müssen wir einen bestimmten Anteil des Ausbildungsgeldes zurückzahlen. Wenn es gut läuft im ersten Jahr nach der Ausbildung, hat man Chancen auf einen unbefristeten Vertrag – und den habe ich kürzlich bekommen, glücklicherweise!

Das heißt wohl, dass es gut lief in Ihrem ersten Jahr als Redakteurin. Was zeichnet Sie denn besonders aus?

Ich habe viele Ideen für eigene Geschichten! Außerdem kann ich aus manchen Terminen, die auf den ersten Blick langweilig sind, kreative Geschichten entwickeln.

Haben Sie dafür ein Beispiel?

2009 fand in Berlin das größte Zwillingstreffen Deutschlands statt. Normalerweise lässt man ein Gruppenfoto von den vielen eineiigen Zwillingen machen und schreibt 20 Zeilen dazu. Ich habe aber vorab vier Paare unterschiedlicher Altersgruppen angesprochen, mich einen Tag vor der großen Aktion mit ihnen verabredet. Einer unserer Fotografen hat sie auf Berlins schönstem Platz fotografiert und ich habe sie unabhängig voneinander über ihre Geschwister befragt – unter dem

Motto „Doppelkopf – aber wer ist besser?“. Sie sollten beantworten, wer besser aussieht, wer die besseren Chancen beim anderen Geschlecht hat und so weiter. Der fertige Bericht sah gut aus und lief hervorragend.

Dass Sie kreativ sind, haben Sie ja auch schon bei Ihrer Bewerbung für die Axel-Springer-Akademie bewiesen. Sie haben sich damals mit einer selbst gestalteten BILD-Zeitung beworben. Wie kann man sich das genau vorstellen?

Das war eine BILD-Titelseite, die ich zusammen mit einem befreundeten Layouter gestaltet habe. Die Schlagzeile hieß „Studentin, 24, aus Essen will auf die Axel-Springer-Schule.“ Das habe ich kurz angerissen und drum herum viele kleine Artikel über Claudia Weingärtner platziert, die Dinge über mich erzählten, die nicht in der normalen Bewerbung zu finden sind. Wo sonst das BILD-Girl platziert ist, sah man mich als Schiedsrichterin verkleidet – das war ein Foto von einer Aktion zur Fußball-Weltmeisterschaft. Meine Qualifikationen und meinen Lebenslauf habe ich in Form eines Nachrichtenkastens zusammengefasst.

Hat diese Bewerbung den Ausschlag gegeben?

Das kann ich nicht beurteilen.

Was war Ihrer Meinung nach wichtig, um eine Zusage der Akademie zu bekommen?

Dass ich schon vorher für BILD gearbeitet hatte, war sicherlich viel wert. Ich habe gute Arbeitsproben beigelegt – und meine damaligen Vorgesetzten haben gute Referenzen für mich eingelegt, mir ein Zeugnis geschrieben.

Welche Stationen haben Sie während der Ausbildung durchlaufen?

An der Akademie hatte ich zunächst ein halbes Jahr lang Unterricht, dann arbeitete ich für ein halbes Jahr in der Redaktion von WELT Kompakt. Da macht man selbst Zeitung, hat ein eigenes Ressort. Das zweite Jahr verbringt jeder Akademie-Schüler in der Stammredaktion. Ich war bei BILD Hamburg, durfte wie ein Redakteur arbeiten.

Wo haben Sie dabei am meisten gelernt?

Das ist schwer zu sagen. Im ersten halben Jahr – in der Phase an der Akademie – werden erst einmal die Grundlagen vermittelt: Was ist ein Kommentar oder eine Reportage, wie mache ich einen Aufsager vor der Kamera, wie lege ich einen Blog an, wie schneide ich einen Radiobeitrag? Weil ich Journalismus und PR studiert hatte, war für mich vieles Wiederholung. Bei WELT Kompakt wurden wir ins kalte Wasser geschmissen. Das, was wir produzierten, wurde auch tatsächlich gedruckt. Wir durften die Themen selbst selektieren, sie für unsere „eigenen“ Ressorts mischen und uns dabei ein bisschen wie die eigenen Chefs fühlen. Ich habe begriffen, warum manche Geschichten nicht ins Blatt kommen. Zum Beispiel weil die Mischung auf der Seite nicht passt, weil man den Papst nicht neben einer freizügigen Dame platzieren kann. Im zweiten Jahr habe ich dann in der Stammredaktion den Alltag im Lokaljournalismus kennen gelernt. Außerdem durfte ich einige interne Praktika machen, war im Unterhaltungsressort und in der Online-Redaktion. Den Abschluss bildete ein externes, vierwöchiges Praktikum im Berlin-Büro der türkischsprachigen Tageszeitung Hürriyet. Zwischendurch durfte ich in die Marketing-Abteilung der WELT-Gruppe schnuppern.

Als Journalistin im Marketing – was haben Sie da gelernt?

Ich habe einfach die andere Seite kennen gelernt. Man sieht, wie schwierig es doch ist, Abonnenten zu gewinnen, Aktionen zu starten, die irgendwie etwas bringen. Wie wichtig all das ist, um Leser zu halten. Und dass Marketing und Redaktion sich manchmal auch abstimmen müssen.

Ist es nicht sehr problematisch, wenn Marketing und Redaktion zusammenarbeiten?

Die Werbeabteilung und die Redaktion müssen sich beispielsweise bei Gewinnspielen miteinander besprechen. Die Redaktion muss grundsätzlich damit einverstanden sein, dass eine bestimmte Aktion gestartet wird und Layout und Text abnehmen, damit sich redaktionelle Inhalte und Gewinnspiele klar unterscheiden. Anzeigenvermarktung und Redaktion sind absolut unabhängig voneinander.

Der Pressekodex verlangt ja, dass da klar getrennt wird. Kennen Sie sich damit aus?

Ja, das habe ich im Studium für das Seminar „Medienrecht“ gelernt, sogar ganze Klausuren drüber geschrieben.

Richten Sie sich auch im redaktionellen Alltag danach?

Selbstverständlich. Allerdings liegt der Pressekodex nicht auf meinem Schreibtisch und ich schaue auch nicht bei jeder Geschichte nach, ob ich alle Punkte erfüllt habe. Dennoch habe ich die Richtlinien im Hinterkopf und finde sie sehr sinnvoll.

Medienjournalisten und Journalismusforscher beschreiben oft die enorme Macht von BILD. Wie nehmen Sie diese Macht wahr?

Bei uns im Lokalen eher peripher. Bundesweit beeindruckt es mich oft, wie sehr etwa die Seite 1 das Gesprächsthema in den verschiedensten Kreisen bestimmt.

Kommen wir wieder zu Ihrem Berufseinstieg. Sie kannten die Arbeit der BILD-Zeitung ja schon aus der Ausbildungsphase. Wie liefen die ersten Wochen als Redakteurin?

Die Redaktion hier in Berlin kannte ich überhaupt nicht, da ich bei BILD Hamburg gearbeitet hatte. Weil aber die Abläufe ähnlich sind, war es relativ leicht sich einzufinden. In den ersten Wochen und Monaten musste ich natürlich erst die Kollegen und Vorgesetzten kennen lernen, mich eingewöhnen und mir ein Netzwerk aufbauen.

Wie sind Sie beim Aufbau des Netzwerkes vorgegangen?

Ich bin viel unterwegs gewesen, habe viele Pressekonferenzen besucht, auch wenn die Geschichte vielleicht vom Schreibtisch funktioniert hätte. Ganz wichtig ist, dass man seine Kontakte pflegt. So habe ich mir zum Beispiel angewöhnt, nach fast jedem Termin Belegexemplare und Fotos zu verschicken oder zu Weihnachten Karten zu schicken. Manche Kontakte ruft man auch einfach zwischendurch mal an, um zu fragen, was es Neues gibt.

Was zeichnet ein gutes Netzwerk aus?

Man sollte in den Bereichen, die man bearbeitet, die richtigen Ansprechpartner kennen und wissen, wie sie zu erreichen sind – zur Not auch an einem Feiertag oder Sonntag. Ohne sie dabei zu verärgern ...

Aber manchmal kann man es als Journalist doch gar nicht vermeiden, den Leuten auf die Füße zu treten ...

Klar, bei manchen Geschichten ist es nicht so leicht. Aber auch dann bringen Gespräche sehr viel. Wenn man vorher genau erklärt, warum eine bestimmte Geschichte nun so aufgemacht wird, fällt es den Leuten leichter, das zu respektieren.

Wenn Sie heute Ihren weiteren Berufsweg planen: In welche Richtung möchten Sie sich weiterentwickeln?

Ich kann mir gut vorstellen, weiter bei BILD zu arbeiten und langfristig Verantwortung übernehmen. Eigentlich bin ich für vieles offen: Wer weiß, vielleicht bin ich irgendwann beim Marketing oder in der Öffentlichkeitsarbeit tätig.

Wie sieht Ihr Resümee nach dem ersten Berufsjahr aus?

Ich bin zufrieden, denn zum ersten Mal im Leben kann ich sagen: Jetzt bin ich angekommen. Im Studium und im Volontariat arbeitet man immer auf irgendetwas hin. Aber jetzt ist das, was ich mir gewünscht habe, Realität geworden. Das ist ein gutes Gefühl. Und die Arbeit in meiner Redaktion macht mir auch einfach Spaß! Klar, manchmal ist es auch anstrengend, aber ich liebe diesen Job, gehe jeden Tag mit einem Lachen zur Arbeit.

Claudia Weingärtner ist seit Januar 2009 Redakteurin bei BILD Berlin-Brandenburg. Sie wurde 1982 in Köln geboren und studierte Journalismus und Public Relations an der Fachhochschule Gelsenkirchen. Während ihres Studiums arbeitete sie freiberuflich in der Dortmunder Lokalredaktion der BILD Ruhrgebiet. Nach ihrem Bachelor-Abschluss 2006 absolvierte sie von Anfang 2007 bis Ende 2008 ihr Volontariat an der Axel Springer Akademie in Berlin. Im Rahmen dieser Ausbildung machte sie Praktika in den Redaktionen der WELT Kompakt, BILD Hamburg, BILD am SONNTAG, der türkischsprachigen Zeitung Hürriyet sowie in der Marketingabteilung der WELT / WELT am SONNTAG / BERLINER MORGENPOST. Nach ihrem Volontariat war Claudia Weingärtner zunächst auf ein Jahr befristet bei BILD Berlin-Brandenburg angestellt. Seit 2010 hat sie dort eine unbefristete Festanstellung. Das Interview mit Claudia Weingärtner ist im Wintersemester 2009/2010 an der Universität Hamburg entstanden.

„Man muss auch mal sagen: Nö, das will ich nicht!“

Christian Fuchs, Freier Journalist, Berlin

Er hatte ein halbes Dutzend Stellenangebote – und lehnte alle ab, um als freier Journalist zu arbeiten und investigativ recherchieren zu können. Im Interview mit Claudia



Beckschebe und Laura Schneider erklärt Christian Fuchs, wann man der Typ fürs freiberufliche Arbeiten ist und bei welchem Job er dann doch nicht Nein sagen konnte.

Herr Fuchs, das MEDIUM MAGAZIN kürt einmal im Jahr die „Top 30 bis 30“. Im Jahr 2008 standen Sie auf dieser Liste der 30 ausgewählten Nachwuchsjournalisten. Verraten Sie uns: Wie kommt man auf diese Liste?

Es ist natürlich überraschend, wenn man da auftaucht. Um diese Liste zu erstellen, werden verschiedene journalistische Ausbildungsstätten und Redaktionen nach ihren Empfehlungen gefragt. Ich kann mir vorstellen, dass zum Beispiel die Henri-Nannen-Schule angerufen wird und die Journalistische Nachwuchsförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung. Bei beiden habe ich eine Ausbildung genossen. Außerdem werden die Redaktionen der großen Magazine und Zeitungen kontaktiert. Da haben wohl einige Leute meinen Namen genannt. Im Artikel stand, dass ich ein investigatives Talent sei. Vielleicht gibt es davon nicht allzu viele – und man wollte auch eins davon auf der Liste haben.

Das kann durchaus sein. Die Redaktion schrieb, sie wolle mit ihrer Liste „ein Kaleidoskop an verschiedenen journalistischen Begabungen darstellen“. Sie hatten zuvor den Message-Recherchewettbewerb „Vorsicht Recherche“ gewonnen und wurden ein paar Monate später mit dem NEON-Recherchestipendium ausgezeichnet. Welche Bedeutung hatten diese Preise und Stipendien für Ihren Berufseinstieg?

Ich glaube, solche Dinge werden total überschätzt. Für das Verbessern der eigenen Schreibe und der Recherche haben Förderungen natürlich eine große Wirkung. Man fühlt sich dadurch sicherer bei dem was man tut. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, dass sich Redaktionen für diese Preise überhaupt nicht interessieren. Als ich auf der Liste der „Top 30 bis 30“ stand, war ich gerade beim SPIEGEL. Erstens liest dort niemand das MEDIUM MAGAZIN und zweitens interessiert die Leute das auch nicht. Die haben alle selbst zehn Preise im Schrank stehen.

Spricht sich nicht zumindest der Name schneller herum?

In der gleichen Journalistengeneration werden Auszeichnungen stark wahrgenommen. Erstens, weil man sich vergleichen und wissen will, wie gut andere junge Journalisten sind. Und zweitens kommen Projektanfragen von Leuten, mit denen ich vorher noch nie zu tun hatte. Die kennen meinen Namen dann aus solchen Listen und wollen mit mir zusammenarbeiten. Aber Redaktionen? Das darf man nicht überbewerten.

Das MEDIUM MAGAZIN lobte, dass Sie weder vor langwierigen Recherchen noch vor Industrieverbänden als Gegner zurückschrecken. Woher kommt Ihre Leidenschaft für Recherche?

Da muss ich ein bisschen weiter ausholen. Ich habe mit dem Journalismus nicht so viel zu tun gehabt, bis wir in der Schule eine Abiturzeitung gemacht haben. Weil darin angeblich zwei Lehrer beleidigt wurden, wurde die Zeitung zensiert und durfte nicht vertrieben werden. Daraufhin habe ich mich an einen Jugendpresseverband gewandt. Mit deren Hilfe haben wir die Zeitung vor den Schultoren verteilt und für die Lehrer eine Ausgabe gemacht, die zensiert war. Da dachte ich: Eigentlich ist das Wahnsinn! Ich habe hier zwölf Jahre Schule gehabt, zwölf Jahre lang hat sich kein Lehrer für mich und meine Meinung interessiert. Jetzt schreibe ich es auf – und auf einmal nehmen mich alle wichtig. Mein Interesse ist also nicht durch das Schreiben an sich entstanden, sondern aus der Erkenntnis, dass man damit Macht hat.

Welches Ziel haben Sie sich damals gesetzt?

Ich habe mir vorgenommen, ein großer Reporter zu werden und tolle Geschichten zu schreiben, die den Kisch-Preis gewinnen. Später habe ich gemerkt, dass ich mit meinen Fähigkeiten wohl niemals einen Kisch-Preis gewinnen werde.

Wie sah Ihr Alternativplan aus?

Ich wollte mich auf etwas spezialisieren, das ich besser kann als andere: hartnäckig an Dingen dranbleiben, die schief laufen. Mich langweilt es, über Dinge zu schreiben, die schon mal aufgeschrieben wurden. Ich will Neues machen! Und neu sind meistens Themen, die zum Beispiel von Institutionen unter Verschluss gehalten werden – also so genannte investigative Geschichten. Deshalb habe ich auch 17 Monate lang zu einem Tarnverein der Atomlobby recherchiert. Nachrichten bekommt man ja kostenlos überall. Aber wenn man für ein Medium bezahlt, sollte man als Gegenwert etwas lesen können, das man nicht durch eine simple Internetrecherche erfährt.

Ihre Stationen waren dann die Universität Jena, die Journalisten-Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung, verschiedene Praktika, später die Henri-Nannen-Schule. Was wollten Sie dort noch lernen?

Während des Studiums habe ich frei geschrieben und war in Jena der tollste Hund. Alle wussten, dass ich erst 21 war und schon für SPIEGEL ONLINE schrieb. Dort hatte ich das Gefühl, ich sei der Superstar – lächerlich aus heutiger Sicht. Kaum war ich aus Jena weg, habe ich gemerkt, dass das dort eine ganz kleine Welt war und ich längst nicht gut genug war, um nach dem Studium als Freier arbeiten zu können. Deshalb wollte ich an einer Journalisten-Schule die Stilformen richtig erlernen.

Welche Rolle spielt es für Ihre Karriere, dass Sie Absolvent der Henri-Nannen-Schule sind?

Eine ganz große Rolle! Der Schulleiter würde das nicht gerne hören, aber ich denke: Fachliche Ausbildung 40 Prozent, Kontakte knüpfen 60 Prozent. Ohne die Schule würde man es nicht schaffen, in eineinhalb Jahren sowohl ein Praktikum bei der

SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG als auch beim SPIEGEL und bei der ZEIT zu bekommen; das ist unmöglich. Kommt man aber von der HNS, hat man in so renommierten Häusern einen Vertrauensbonus. Außerdem kommt man mit dem Selbstbewusstsein in die Redaktionen, schon ein bisschen was zu können. Man kennt viele Journalisten als Dozenten von der Schule und hat die Scheu vor den ganz großen Namen abgelegt – schließlich kochen die auch alle nur mit Wasser.

Nach der Ausbildung an der Henri-Nannen-Schule wurden Ihnen ein paar Stellen angeboten, die Sie abgelehnt haben. Warum?

Es waren etwa fünf Festanstellungen, die ich abgelehnt habe. Ich habe ja seit 1998 freiberuflich gearbeitet und kannte das. Für mich war das nie die schlechtere Alternative zur Festanstellung. Ich fand es immer toll, die Sachen machen zu können, für die ich mich selbst interessiere und nicht nur Themen aufgedrückt zu bekommen, weil der Chefredakteur sie will. Und wenn das eine Medium meinen Text nicht will, dann gehe ich halt zum zweiten oder dritten. Es gibt kein Thema, das ich nicht veröffentlicht habe. Natürlich musste ich mal Abstriche machen beim Honorar, aber alles, worauf ich neugierig war, konnte ich auch umsetzen. Das ist doch toll! Es ist auch ein Vorteil, als Freier seine Arbeitszeiten selbst bestimmen zu können. Mein eigener Chef zu sein – das hat mir sehr gut gefallen. Aber: Ich habe auch schon immer gesagt, dass es zwei oder drei Positionen gibt, für die ich das sofort aufgeben würde. Die Entwicklungsredaktion eines neuen Magazins war so ein Angebot, das man einmal in zehn Jahren bekommt, wenn überhaupt. Da konnte ich nicht nein sagen.

Im Gegensatz zu anderen Journalisten konnten Sie als Freier offenbar gut leben. Waren die Honorare für Sie nie ein Problem?

Überhaupt nicht! Ich glaube, dass da immer viel Angst gemacht wird. Gerade jetzt in der Krise, wo Redakteure eingespart und Verträge nicht verlängert werden, müssen die Blätter ja trotzdem voll werden. Und wie werden die voll? Indem Aufträge an Freie vergeben werden. Natürlich ist das Einkommen sehr schwankend. Man bekommt nicht jeden Monat den gleichen Betrag – mal sind es 1000 bis 1500 Euro, mal 4500 Euro. Das gleicht sich immer aus. Aber ich weiß, dass ich in der Zeit nach der Henri-Nannen-Schule im Durchschnitt im Monat mehr hatte als Einstiegsredakteure bei der FINANCIAL TIMES DEUTSCHLAND verdienen.

Wie haben Sie das gemacht?

Wichtig ist, sich zu spezialisieren und dadurch zu einer Marke zu werden. Meine Marke war das intensive Recherchieren. In meiner Generation gibt es vielleicht drei oder vier andere, die das auch gemacht haben. Und bei bestimmten Themen war ich der Einzige. Ganz ehrlich: Ich habe Anfragen von Redaktionen öfter abgelehnt, als das ich sie gemacht habe. Man muss auch mal Rückgrat zeigen und sagen: Nö, das will ich nicht! Ich glaube, das spricht sich rum. Aber man muss eben auch der Typ fürs freie Arbeiten sein. Es darf einem nichts ausmachen, dreimal bei einer Redaktion anzurufen und nachzufragen, ob das Exposé gelesen wurde. Am Anfang war mir dieses Nachhaken total unangenehm. Wenn es nicht geklappt hat, habe ich das persönlich genommen und dachte, ich sei schlecht. Das muss man ablegen. Durch die vielen Praktika habe ich aber gemerkt, wie Redaktionen ticken. Zu 99,9 Prozent hat eine Ablehnung nichts mit einem persönlich zu tun, sondern mit der Blattstruktur, dass ein ähnliches Thema gerade schon in der Pipeline liegt oder schlicht der Überlastung der Redakteure.

Zwischen den verschiedenen Ausbildungsabschnitten haben Sie die Welt umreist. War das in beruflicher Hinsicht ein strategischer Zug?

Strategisch war daran überhaupt gar nichts. Die erste große Reise – nach Asien – habe ich im Studium gemacht. Ich wollte irgendwie noch einmal ins Ausland – aber nicht langweilig nach England oder in die USA. Das wäre strategisch gewesen, denn dann wären meine Englischkenntnisse jetzt sehr viel besser. Und nach dem Studium habe ich mit meinem Zwillingbruder eine Weltreise gemacht. Es war uns egal, dass wir beide schon feste Jobangebote hatten. Ich hatte immer nur persönliche Gründe für meine Reisen – und habe auch nicht währenddessen geschrieben.

Besonders an Universitäten wird hinsichtlich der Strategie für den Berufseinstieg oft genau das Gegenteil vermittelt.

Ich finde es ganz schlimm, wenn man sich schon in der achten Klasse genau überlegt, was man wann macht. Ich bemerke diese Tendenz bei sehr jungen Menschen: Angst und Unsicherheit wachsen und man will alles planen, alles

unter Kontrolle haben. Das ist das Schlimmste, was man machen kann! Andererseits muss man natürlich ungefähr wissen, was man will und nicht zehn Praktika machen – mal bei 9 LIVE und dann beim Lokalteil der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG.

Sie haben die langen Reisen und das freiberufliche Arbeiten 2009 vorerst aufgegeben. Wie sind Sie zu Ihrem letzten Job als Redakteur in einer Entwicklungsredaktion gekommen?

Es gab Anfragen – vermutlich nicht nur an die HNS, sondern auch an andere Journalistenschulen – ob es Absolventen gibt, die für eine Magazinentwicklung von Stefan Aust in Frage kommen würden. Da ist dann auch mein Name gefallen. Agenda Media hat mich also nicht direkt angeschrieben – ich war ja auch gerade auf einer dreimonatigen Orientreise. Von dem Projekt erfahren habe ich durch einen Freund von der HNS, der ebenfalls zum Vorstellungsgespräch eingeladen war. Da dachte ich, dass so etwas auch für mich interessant wäre. Also habe ich Kontakt zu Stefan Aust aufgenommen und er sagte: „Wir halten einen Platz für sie frei. Melden sie sich, sobald sie zurück sind.“

Ohne Vorstellungsgespräch?

Nein, das gab es dann natürlich noch. Aber als ich zum Vorstellungsgespräch kam, hatte ich das Gefühl, dass sie sich schon vorher entschieden hatten.

Sie haben sich selbst bei Stefan Aust gemeldet. Ganz schön selbstbewusst, oder?

Ja, das stimmt, wenn ich jetzt im Nachhinein darüber nachdenke. Aber das kam mir damals gar nicht so vor, weil es genau das war, was ich wollte. Wenn man dieses Gefühl spürt, sollte man nicht zögerlich sein und darf auch ruhig mal selbstbewusst auftreten.

Ihnen standen ja viele Türen offen. Warum haben Sie sich gerade für Agenda Media entschieden?

Weil es total spannend ist! Wenn man bei einem Medium anfängt, das es schon seit fünfzig Jahren gibt, ist man in bestehende Strukturen eingebunden. Es geht zum

Beispiel jemand in Rente und sucht Ersatz für seinen Posten. Dann ist das Thema schon da, die ungefähre Zahl der Seiten, die man im Jahr bekommt und so. Man erbt es quasi und wird Teil einer Tradition, einer Kette. Entsteht aber ein neues Projekt, liegen die Dinge ganz anders: Es ist ein eigenes Baby. Man kann seine eigenen Ideen mit einbringen. Man hofft, dass es besser wird als jene, die bereits etabliert sind. Gerade, wenn man so magazinverrückt ist, wie ich.

Sie konnten sich also kreativ austoben?

Ich bin vertraglich leider dazu verpflichtet, öffentlich nichts über die Entwicklungsredaktion preiszugeben. Daran möchte ich mich gern halten. Nur so viel: Ja, wir konnten zum Beispiel mit Rubriken experimentieren oder mit Bildideen. Die Bedingungen waren so gut wie bei wenig anderen Magazinen und nur deshalb habe ich meine freie Tätigkeit aufgegeben. Ich glaube, als Einzelner kann man sich solche Bedingungen selbst nicht schaffen.

Spielte der Name Stefan Aust bei Ihrer Entscheidung für die Stelle eine Rolle?

Natürlich. Mit einem so großartigen Blattmacher wie Stefan Aust überhaupt einmal zusammen arbeiten zu können – das allein war schon ein Reiz! Ein Mann, den wahrscheinlich meine Enkel noch kennen werden, weil er eine Ikone des Nachkriegsjournalismus ist.

Die Entwicklungsarbeit bei Agenda Media ist jetzt abgeschlossen, aber es sieht nicht gut aus, dass das Magazin jemals an den Kiosk kommt. Ist das schlimm für Sie?

Für das Projekt fände ich das sehr schlimm, aber nicht so sehr für mich persönlich. Seit einigen Tagen bin ich zurück in Berlin und arbeite wieder als Freier. Ich weiß noch nicht genau, was jetzt passiert. Aber es gibt ein paar Anfragen von Medien, die gern enger mit mir zusammenarbeiten würden. Aber das ist alles noch ungewiss. Wenn die richtigen Angebote kommen, würde ich auch wieder fest angestellt arbeiten. Allerdings niemals nur der Festanstellung wegen. Besonders junge Journalisten neigen leider dazu, sogar Jobs anzunehmen, bei denen sie nicht gut verdienen, ihren Namen nicht über die Texte setzen und sich nicht zu einer Marke machen können – nur weil sie so schnell wie möglich irgendwo fest unterkommen

wollen. Das würde ich nie machen. Dann verdiene ich doch lieber auch nicht gut – mache dafür aber Dinge, die mir Spaß bereiten.

Christian Fuchs, 1979 in Halle an der Saale geboren, entwickelt schon früh ein Faible für das geschriebene Wort: Kaum mit dem Abitur fertig, verfasst er bereits 1998 erste Texte für die Thüringer Allgemeine. Er wird Stipendiat der Journalistischen Nachwuchsförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung und genießt somit parallel zu seinem Studium der Medienwissenschaft, Psychologie sowie Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Jena eine erste journalistische Ausbildung. Fuchs arbeitet während dieser Zeit als Autor für SPIEGEL ONLINE, hospitiert bei der dpa und berichtet als Reporter von den Philippinen. Im Mai 2005 schließt Fuchs sein Studium als Magister Atrium ab und startet eine halbjährige Weltreise durch Südamerika, Australien und Asien. Nach seiner Rückkehr arbeitet Fuchs als freier Autor für diverse Magazine und beginnt im Juni 2007 seine Ausbildung an der Henri-Nannen-Schule. Zum Zeitpunkt des Schulabschlusses im Dezember 2008 hat er bereits für Publikationen wie brand eins, DER SPIEGEL, DIE ZEIT, SÜDDEUTSCHE ZEITUNG und VANITY FAIR gearbeitet. Nach einer weiteren mehrmonatigen Reise, diesmal in den Nahen Osten, wird Fuchs Mitglied der Entwicklungsredaktion von Agenda Media, die unter der Leitung von Stefan Aust stand. Seit Juni 2010 arbeitet Christian Fuchs wieder als freier Journalist in Berlin. Seine investigativen Arbeiten wurden bereits mehrfach ausgezeichnet. Das Interview mit Christian Fuchs ist im Wintersemester 2009/2010 an der Universität Hamburg entstanden.

„‘Irgendwas mit Medien’ – das wollen Tausende“

Juliane Fliegenschmidt, WDR, Redaktion ARD-Morgenmagazin

Als CvD beginnt ihr Arbeitstag, wenn andere Journalisten schlafen – um 3 Uhr morgens. Im Interview mit Ann-Kristin Moerchen und Claudia Weigt erklärt die WDR-Redakteurin Juliane



Fliegenschmidt, warum ihr die Entscheidung für die feste Stelle nicht leicht gefallen ist und wie ihr Berufsweg in den Fernsehjournalismus führte.

Frau Fliegenschmidt, was halten Sie vom Fernsehgucken beim Frühstück?

Wenn es das ARD-Morgenmagazin ist: Gucken!

Sitzen Sie denn jeden Tag von 5.30 Uhr bis 9 Uhr vor dem Fernseher?

Nein, ganz so ist es nicht. Das ist zunächst einmal davon abhängig, ob wir uns in einer Sendewoche befinden oder nicht. Das vom WDR produzierte ARD-Morgenmagazin wird ja im zweiwöchigen Rhythmus im Wechsel mit dem ZDF-Morgenmagazin gesendet. In einer Sendewoche schaue ich mir die Sendung meistens zu Hause beim Frühstück so zwischen 7.30 Uhr und 9 Uhr an.

Wie geht es dann für Sie als Redakteurin weiter?

Um 9.45 Uhr findet die erste Konferenz im Sender statt, in der zunächst die aktuelle Sendung nachbesprochen wird. Danach wird die Sendung für den nächsten Tag geplant. Man spricht aktuelle Themen durch, setzt Schwerpunkte und teilt die Themen auf verschiedene Redakteure auf. Für die Themen, die ich bearbeite, überlege ich mir, wie ein Stück dazu aussehen sollte und gebe es dann in Auftrag: Ent-

weder bei unseren freien Autoren oder bei den ARD-Aktuell-Redaktionen der unterschiedlichen ARD-Sender. Je nach Thema recherchiere ich Interviewpartner, die am nächsten Morgen ins Studio kommen oder in die Sendung zugeschaltet werden, und spreche mit ihnen. Über sie schreibe ich dann so genannte Chapeaus.

Was ist das?

Chapeaus sind Dokumente, in denen der Hintergrund des Themas beschrieben wird und erklärt wird, warum die Person genau der richtige Interviewpartner für unsere Sendung ist, und welche Fragen gestellt werden sollen. Es gibt allerdings dann auch noch eine Nachmittagskonferenz, bei der unter Umständen alles noch einmal umgestoßen wird – und man dann von vorne anfängt.

Müssen Sie auch nachts arbeiten?

Ja, ich bin als Redakteurin alle paar Wochen Sende-CvD. Das heißt, dass ich nachts um 3.00 Uhr mit der Arbeit beginne, um ab 5.30 Uhr das ARD-Morgenmagazin zu betreuen. Ich nehme eingehende Stücke ab, bespreche noch mal mit den Korrespondenten die Schalten in unsere Sendung und reagiere auf aktuelle Entwicklungen, zum Beispiel wenn es während der Sendung ein Bombenattentat in der Moskauer U-Bahn gibt oder irgendwo auf der Welt ein starkes Erdbeben. Dann kann es auch mal passieren, dass man die laufende Sendung komplett umbaut.

Und wie sieht Ihr Tagesablauf in den Nicht-Sendewochen aus?

In den Nicht-Sendewochen arbeite ich im Wirtschaftsressort mit einem oder zwei anderen Redakteuren. Wir überlegen uns, was für die nächste Woche entscheidend ist, welche wichtigen Termine anstehen oder welche wichtigen Themen wir setzen wollen. Das wird dann in einer Redaktionskonferenz vorgestellt, in der wir alle zusammen beraten. Dann bereitet man Themen vor, sucht Interviewpartner, Experten und Studiogäste. Daneben gibt es auch immer wieder Projekte, die nichts mit der alltäglichen Arbeit zu tun haben. Zum Beispiel habe ich die Live-Berichterstattung aus Berlin betreut, die wir rund um das 20-jährige Jubiläum des Mauerfalls letztes Jahr im ARD-Morgenmagazin gesendet haben. Manchmal plane und betreue ich auch Sendungen außerhalb des ARD-Morgenmagazins, zum Beispiel eine Sondersendung im WDR-Fernsehen zum Thema Niedriglohn.

Machen Sie heute auch noch selbst Stücke?

Ja, klar. Der Schwerpunkt liegt aber in der redaktionellen Arbeit. Doch wenn es möglich ist, fahre ich natürlich auch gern mit einem Team selbst raus.

Sie haben vor der Festanstellung beim WDR ja als freie Autorin fürs Fernsehen gearbeitet – und für eine 45-Minuten-Doku 2007 sogar den Axel-Springer-Preis und den Ludwig-Erhard-Preis erhalten. Fehlt Ihnen dieses Arbeiten als Autorin längerer Filme gar nicht?

Ein bisschen fehlt mir das natürlich schon. Gerade bei der von Ihnen genannten Reportage zum Thema Unterschicht haben wir alles in Eigenregie gemacht. Wir waren zu dritt und mussten das Pensum von 45 Drehminuten in drei Wochen schaffen. Das bedeutete gleichzeitig drehen, recherchieren und schneiden. Das wird dann nicht mehr nacheinander gemacht, sondern alle arbeiten parallel an bestimmten Erzählsträngen – und am Ende fügt man alles zusammen.

Wie kam es damals zu der Reportage?

Das Format heißt „Aktuelle Doku“. Es geht immer um Themen, die gerade heiß diskutiert werden. Die Reportagen sind 45 Minuten lang und sollen den Zuschauer nah an die betroffenen Menschen heranbringen. So war es auch bei dieser Doku. Im Herbst 2006 wurde das Thema „arm sein in Deutschland“ stark diskutiert. Der damalige SPD-Vorsitzende Kurt Beck hatte in einem Interview von einem „Unterschichten-Problem“ gesprochen. Seine Aussagen stießen auf viel Widerstand. Wir drei Autorinnen und die Redaktion wollten einfach wissen: Wie sehen sich arme Menschen in Deutschland selbst? Wie leben sie? Und was sagen sie zu dieser Debatte? Wir haben dafür drei Wochen lang drei Familien in Wattenscheid ganz eng begleitet.

Sie haben Ihr Volontariat während des Dortmunder Journalistik-Studiums beim ZDF in Mainz absolviert und anschließend auch weiter freiberuflich für das NRW-Landesstudio des Senders gearbeitet. Was hat Sie dann zum WDR geführt?

Der WDR bot mir zunächst mal die Möglichkeit, sowohl im aktuellen Bereich zu arbeiten als auch längere Dokumentationen machen zu können. Außerdem ist

man als Autor beim WDR in Köln sehr nah an den unterschiedlichen Redaktionen dran, die alle im selben Haus sitzen.

Hat der WDR gleich mit einer festen Stelle gelockt?

Nein, ich habe beim WDR zunächst einmal für zwei Jahre als freie Autorin, vor allem für die ARD-Aktuell-Redaktion, gearbeitet. Ich bin dann Ende 2008 gefragt worden, ob ich mir vorstellen könnte, längerfristig im Sender zu arbeiten, und habe das im Rahmen einer halbjährigen Redakteursstelle beim ARD-Morgenmagazin ausprobiert. Danach habe ich im Juni 2009 einen Zeitvertrag erhalten.

Das klingt für uns nach einer Bilderbuchkarriere.

Ich bin froh, dass es so gekommen ist, aber planen kann man es natürlich nicht. Es entwickelt sich ja eines aus dem anderen.

Wie hat sich das denn nach der Schule bei Ihnen entwickelt?

Nach dem Abitur habe ich erst einmal ein Jahr lang Biochemie in Bielefeld studiert, weil ich mich nicht richtig entscheiden konnte, ob ich Naturwissenschaftlerin oder Journalistin werden sollte. Schon als Schülerin konnte ich mir beides vorstellen. Deshalb habe ich mit 15 in den Sommerferien ein Praktikum bei einem kleinen Lokalblatt gemacht. Das fand ich ganz spaßig, aber auch nicht so toll, dass ich das mein ganzes Leben lang machen wollte. Nach dieser Erfahrung habe ich mir überlegt, vielleicht doch lieber etwas anderes zu machen. Ich konnte mich lange nicht entscheiden.

Was hat Sie dann bewogen, das Studienfach zu wechseln?

Ich hatte nach einem Jahr Biochemie-Studium keine Lust mehr auf Laborarbeit, weil mir das zu einseitig war und mir dabei der Umgang mit Menschen fehlte. Deshalb habe ich mich dann entschieden, Journalistik mit dem Nebenfach Physik zu studieren.

Wann war Ihnen klar, dass Sie zum Fernsehen wollen?

Als ich anfang zu studieren, dachte ich, dass ich definitiv zur Zeitung gehe. Aber als ich dann von der Möglichkeit eines Volontariats beim ZDF gehört habe, habe ich das als Chance gesehen, auch mal etwas anderes auszuprobieren. Im Dortmunder Journalistik-Studium wurde viel Wert darauf gelegt, dass man Erfahrungen in verschiedenen Medien sammelt, was ich wirklich gut und richtig finde. Ich habe zum Beispiel an der Universität in Lehrredaktionen auch Radio- und Online-Journalismus gemacht.

Sie haben außerdem bei der jüdischen Zeitung „Aufbau“ in New York ein Praktikum gemacht. Wie ist es dazu gekommen?

Ein Bekannter von mir, der dort ein Praktikum absolviert hat, hat mir ganz begeistert davon erzählt. Außerdem wollte ich während meines Studiums auf jeden Fall in die USA – und am liebsten nach New York, um dort etwas Journalistisches zu machen.

Wurden Ihre Erwartungen erfüllt?

Sie wurden übertroffen, denn ich konnte dort alles machen. Ich habe zum Beispiel eine ganze Seite über Umweltschutz in den USA recherchiert und geschrieben. Ich habe Ausstellungen besucht, die sich mit jüdischer Kultur beschäftigen, und ich habe mich mit Holocaust-Überlebenden getroffen und ihre Geschichten aufgeschrieben. Leider gibt es die Zeitung heute nach siebzig Jahren nicht mehr.

Warum nicht?

Sie wurde von jüdischen Immigranten, die in die USA gegangen sind, gegründet und hatte ihre große Zeit in den 40er und 50er Jahren. Danach sank die Auflage immer weiter, weil viele aus dieser ersten Generation starben. Ich war im Jahr 2003 quasi eine der letzten Praktikantinnen dort. Zwei Monate nach meinem Praktikum wurde die Zeitung aus Geldmangel eingestellt.

Kam für Sie nach dieser tollen Erfahrung bei einer Zeitung nicht auch der Printbereich in Frage?

Mich fasziniert es einfach, was man mit Bildern und Geräuschen schaffen kann. Bilder transportieren soviel mehr – und das schon ohne den Sprechertext. Natürlich kann man im Gegensatz dazu in einer Zeitung Sachen schreiben, die man niemals in einem Film darstellen könnte, weil die Situationen einfach nicht für eine Kamera kompatibel sind und weil man in der Zeitung viel mehr verdichten kann. Aber für mich wird immer das Fernsehen reizvoller bleiben.

Sie scheinen da sehr überzeugt und zielstrebig zu sein. Sind planlosere Nachwuchsjournalisten zum Scheitern verurteilt?

Nicht unbedingt. Aber man muss sich einfach rechtzeitig um Praktika und Hospitanzen bemühen, weil die Nachfrage so groß ist. Ich halte wenig von Leuten, die kurz vor dem Ende des Studiums feststellen, dass sie „irgendwas mit Medien“ machen wollen, weil ihnen nichts Besseres einfällt. Das wollen Tausende. Wichtig ist einfach, verschiedene Praktika zu machen, um zu sehen, was einem liegt. Man muss auch nicht unbedingt – so wie ich – Journalistik studieren. Es gibt verschiedene Wege, die in den Beruf führen.

Aber haben die Dortmunder mit dem ins Studium integrierten Volontariat nicht einen riesigen Vorteil?

Das ist ein großes Plus, keine Frage. Man sollte sich aber auch nicht verrückt machen, nur weil andere Lebensläufe geradlinig aussehen. Denn meistens ist das nicht geplant. Ich habe mich während des Studiums nie hingesezt und gesagt, in einem Jahr bin ich da und in drei Jahren bin ich da. Letztlich geht es doch darum, dass man sich ausprobiert und schaut, was einem Spaß macht. Und das, was einem Spaß macht, das macht man weiter, weil man da am besten ist.

Was macht Ihnen denn mehr Spaß – das freiberufliche Arbeiten oder die Tätigkeit in der Redaktion? Ist Ihnen die Entscheidung für die feste Stelle schwer gefallen?

Das war schon nicht so einfach, weil mir beides Spaß macht. Beim WDR ist es aber so, dass die Entscheidungen nun mal von den Redakteuren getroffen werden. Als

Freier macht man seine Stücke und ist natürlich dafür verantwortlich. Aber die Entscheidung, was gesendet wird, liegt letztlich bei den Redakteuren. Und Sendungen zu planen und die Verantwortung dafür zu haben, macht viel Freude.

War das ein Abschied für immer von der Freiberuflichkeit?

Ich mache meinen Job als Redakteurin sehr gern, kann mir aber auch vorstellen, wieder frei zu arbeiten. Das hat mir immer viel Spaß gemacht. Und gut verdient habe ich als Freie auch.

Als Sie Ihren WDR-Arbeitsvertrag unterschrieben haben, ging es da auch um Sicherheit?

Es ging auch um Sicherheit. Mich reizt aber vor allem, programmliche Entscheidungen zu treffen, die Inhalte selbst auswählen und gestalten zu können. Als freier Autor hat man da weniger Einfluss. Man ist zwar freier in dem, was man tut, ist aber auf der anderen Seite auch auf Entscheidungen angewiesen, die andere treffen. Und jetzt entscheide ich mit.

Juliane Fliegenschmidt arbeitet beim WDR in Köln als Redakteurin für das ARD-Morgenmagazin. Geboren 1978, studierte sie von 1999 bis 2006 an der Universität Dortmund Journalistik und Physik. Während des Studiums absolvierte sie ein Volontariat beim ZDF sowie mehrere Praktika, unter anderem bei der taz und beim Aufbau – The Transatlantic Jewish Newspaper in New York. Nach dem Diplom arbeitete sie als freie Fernsehjournalistin zunächst für das ZDF und anschließend für den WDR und die ARD. 2007 erhielt sie für ihre Fernsehreportage „Abgehängt – Leben in der Unterschicht“ den Axel-Springer-Preis für junge Journalisten sowie den Ludwig-Erhard-Preis für Wirtschaftspublizistik. Seit 2009 ist sie WDR-Redakteurin. Das Interview mit Juliane Fliegenschmidt ist im Wintersemester 2009/2010 an der Universität Hamburg entstanden.

„Skepsis ist die Grundhaltung“

Jens Uehlecke, ZEIT WISSEN

*Für seine Geschichten hat er zwei Monate Zeit, er kann Themen wählen und entscheiden, in Ruhe recherchieren. Im Interview mit **Anne-Katrin Grebe** und **Anna Stankusch** erklärt der Wissen-*

schaftsjournalist Jens Uehlecke, warum er bei ZEIT WISSEN seinen Traumjob gefunden hat und welche Chancen freie Autoren bei seinem Magazin haben.

Herr Uehlecke, Sie sind Redakteur beim Magazin ZEIT WISSEN und schreiben viele Artikel über technische und naturwissenschaftliche Themen. Studiert haben Sie allerdings Politikwissenschaft, Journalistik und VWL. Brauchen angehende Wissenschaftsjournalisten nach Ihrer Erfahrung gar keine naturwissenschaftliche Ausbildung?

Natürlich hat man einen Vorsprung im Wissenschaftsjournalismus, wenn man eine Naturwissenschaft studiert hat, weil man sich sonst erst in die entsprechenden Bereiche einarbeiten muss. Andererseits haben Sozialwissenschaftler den Vorteil, dass sie viele Themen aus einer ganzheitlicheren Perspektive betrachten. Ich glaube, im Wissenschaftsjournalismus ist es heutzutage wichtiger denn je, nicht nur über neue Erkenntnisse und aktuelle Studien zu berichten, sondern sie auch einzuordnen und die gesellschaftliche Relevanz hervorzuheben.

Sie haben neben dem Studium bereits freiberuflich als Journalist gearbeitet. War das Ihr erster Schritt in den Wissenschaftsjournalismus?

Ich habe gegen Ende der 90er Jahre angefangen, frei zu arbeiten. Das waren die Jahre, in denen das Internet populär wurde und in den Zeitungen mehr und mehr darüber zu finden war. Damals wurde auch der Telekommunikationsmarkt liberalisiert und

plötzlich fanden jede Menge Computer- und Technikthemen in den Medien Platz. Viele neue Schreiber wurden gebraucht - und in diese Nische bin ich dann hineingerutscht. Ich habe mir Technikthemen gesucht und sie vor allem aus wirtschaftlicher oder wissenschaftlicher Sicht bearbeitet.

Haben Sie dafür ein Beispiel?

Meine erste größere, aufwändig recherchierte Geschichte handelte von einer kleinen Firma in England, die den Handymarkt umkrepeln wollte. Ich habe damals Gabriele Fischer von BRAND EINS einfach per E-Mail gefragt, ob das nicht etwas für ihr Heft wäre. Eine Woche später saß ich im Flugzeug. Ich hatte damals den Vorteil, dass ich keinen großen Druck hatte, weil ich ja hauptberuflich noch Student war. Ich kann jedem nur raten, in einer geschützten Atmosphäre wie der Studienzeit die ersten Schritte zu machen.

Wie wichtig waren diese Erfahrungen für Ihren Berufseinstieg?

Sie waren sicherlich eine wichtige Grundlage, auf die ich aufbauen konnte, als ich mich später für die Henri-Nannen-Schule beworben habe. Mit der freien Mitarbeit, vor allem für die TAZ und DIE WOCHE, habe ich außerdem mein Studium finanziert.

Wie haben Sie sich auf die Aufnahmeprüfung der Henri-Nannen-Schule vorbereitet?

Ich habe mich vor allem auf die Fragen zum Zeitgeschehen vorbereitet. Wenn ich mich richtig erinnere, habe ich mir damals einige Folgen aus dem Online-Archiv des Wochenspiegel angeschaut, um für den Wissens- und den Bildertest gewappnet zu sein. Besonders für das Erkennen der Personenbilder war das sehr hilfreich. Während der Aufnahmeprüfung sind die beiden Tests sicherlich eine wichtige Komponente, aber man sollte sie auch nicht überbewerten. Das Bewerbungsverfahren ist zwar sehr strukturiert, aber Faktoren wie Glück und Zufall spielen auch eine Rolle. Man soll vor Ort unter Zeitdruck eine tolle Reportage schreiben und es gibt eben Tage, an denen gelingt eine gute Geschichte auf Anhieb – und es gibt Tage, an denen findet man nicht sofort die richtigen Orte und Protagonisten. Das kennt jeder Schreiber.

Haben Sie sich vorsichtshalber auch bei anderen Journalistenschulen beworben?

Nein, aber das lag nicht daran, dass ich mir sicher war, genommen zu werden. Ich hatte einfach keine Zeit, weil ich mit meiner Abschlussprüfung an der Uni zu beschäftigt war. Abgabeschluss für die Bewerbungsreportage der Henri-Nannen-Schule war eine Woche, nachdem ich meine Diplomarbeit abgegeben hatte. Und noch bevor meine mündlichen Prüfungen stattfanden, habe ich die Aufnahmetests der Schule absolviert. Deshalb war der Übergang von Uni zu Schule am Ende bei mir sehr nahtlos. Im Dezember habe ich mein Diplom erhalten – und im April dann auf der Henri-Nannen-Schule angefangen.

Kommt der Wissenschaftsjournalismus in der Ausbildung der Henri-Nannen-Schule vor?

Nicht speziell. Aber Wissenschaftsjournalismus ist eben zu 90 Prozent Journalismus – deswegen kann man das, was man dort lernt, natürlich anwenden. Manchmal gab es zwar Stunden, in denen über ein einzelnes Fachgebiet wie etwa „Infografiken zu Wissenschaftsthemen“ gesprochen wurde, aber das war zu meiner Zeit kein Schwerpunkt.

Im Anschluss an die Henri-Nannen-Schule waren Sie für kurze Zeit im Unternehmensressort der Financial Times Deutschland. Wie kam es dazu?

Während der Henri-Nannen-Schule habe ich Praktika absolviert, unter anderem eben bei der FINANCIAL TIMES DEUTSCHLAND und bei ZEIT WISSEN. Aus beiden Praktika haben sich Jobs ergeben – zunächst war ich für fünf Monate bei der FTD, dann kam das Angebot von ZEIT WISSEN.

Warum der schnelle Wechsel zu ZEIT WISSEN?

ZEIT WISSEN hat mich gereizt, weil man als Redakteur bei einem Magazin die Chance hat, viel tiefer in die Themen einzusteigen als bei einer Tageszeitung. Ein weiterer Unterschied ist, dass ich bei der FTD in einem Riesenteam in einer Riesenorganisation gearbeitet habe. Das hat auch großen Spaß gemacht, aber es ist natürlich ganz anders als mit einer Hand voll Leuten und viel Eigenverantwortung ein Heft zu machen, das alle zwei Monate erscheint.

Ist das Ihr Traumjob?

Ja, wir haben hier viele Freiheiten und können in einem kleinen Team eigene Themen in Ruhe recherchieren und ein tolles Heft produzieren. Ich glaube, dass so gute Bedingungen wie hier eher die Ausnahme als die Regel sind.

Merken Sie bei der redaktionellen Arbeit, dass Ihr Magazin und das Muttermedium – DIE ZEIT – Renommee haben?

Der Name ist natürlich entscheidend. DIE ZEIT hat einen extrem guten Ruf in der Wissenschaft, das spüre ich immer wieder. Das fängt schon damit an, dass man von Forschern oder Pressestellen viel schneller zurückgerufen wird. In den Pressestellen an den Universitäten oder an den Instituten werden Listen aufgestellt und Medien priorisiert. Ruft man für eine kleine, regionale Zeitung an, ist das etwas anderes, als für ein großes Medium.

Bei ZEIT WISSEN arbeiten neben dem Chefredakteur nur drei Textredakteure, viele Texte werden von freien Mitarbeitern zugeliefert. Wie sieht dabei Ihr Arbeitsalltag in der Redaktion aus?

Wir recherchieren und schreiben alle eigene Stücke, für das Magazin und auch für die ZEIT. Da wir aber nur so wenige sind, arbeiten wir auch sehr viel mit Freien zusammen und freuen uns über jede gute Idee von außen. In der Regel kommen die Autoren mit Angeboten auf uns zu. Wer einen guten Vorschlag einreicht, bekommt in der Regel auch den Auftrag.

Welche Voraussetzungen müssen die Autoren Ihres Magazins mitbringen?

Wir legen Wert darauf, dass die Autoren Magazin-Erfahrung vorweisen können, aber sie müssen keine Wissenschaftsprofis sein. Man braucht allerdings eine gewisse Affinität zu den Themen, ein Grundverständnis für Studien und Statistiken – und man muss vor allem in der Lage sein, Experten zu befragen und sich Dinge haargenau erklären zu lassen.

Nehmen wir an, ein junger Journalist hat eine Idee für eine gute Geschichte und wendet sich an Ihr Magazin. Hat er eine Chance, dass er den Auftrag bekommt?

Warum nicht? Der Markt von Journalisten, die auf der einen Seite den fachlichen Background haben und auf der anderen Seite gute Schreiber sind, ist nicht so übersättigt, wie man sich das vielleicht vorstellt. Im Gegenteil!

Wie finden Sie die Themen für Ihre eigenen Geschichten?

Wir lesen sehr viel, zum Beispiel ausländische Medien, Blogs und auch die typischen Wissenschaftsdienste. Oft entwickeln wir auch Themen weiter, die gerade in der Luft liegen, wie etwa die Nacktscanner, der Vulkanausbruch auf Island oder die Laufzeiten von Atomkraftwerken. Oder ich lese irgendwo eine kleine Notiz in der Zeitung und denke, das ist ja interessant, da muss ich mehr draus machen. Pressemitteilungen sind so gut wie nie ein Startpunkt.

Sie sind auch für Technik-Tests zuständig. Wie gehen Sie dabei mit der Gefahr um, Produkt-PR zu betreiben?

Für uns ist es selbstverständlich, dass wir die Geräte möglichst unabhängig bewerten. Grundsätzlich gilt im Wissenschafts- und Technikjournalismus, erst einmal alles zu hinterfragen. Skepsis ist die Grundhaltung. Die Auswahl der Geräte findet deshalb natürlich bei uns statt. Ich gehe auf die Firmen zu und frage nach, ob ich das Gerät testen kann. Anschließend gebe ich es auch wieder zurück. Und dass ich auch etwas Schlechtes schreiben kann, ist Voraussetzung.

Was passiert, wenn Sie ein Produkt schlecht bewerten?

Es kann passieren, dass man zur nächsten Produktpräsentation nicht mehr eingeladen wird, wenn man etwas Schlechtes geschrieben hat. Aber dann ist es eben so.

Wie behandeln Sie Themen, die schon in allen Medien kontrovers diskutiert werden, wie in diesem Winter zum Beispiel das Thema Schweinegrippe?

Bei solchen Themen haben wir hier in der Redaktion das Problem, dass wir ein Zweimonatsmagazin machen. Zwischen der Planung und dem Erscheinen einer

Geschichte vergehen mindestens drei Monate. Das heißt, wir können nicht schnell reagieren. Leider ist unglaublich schwer abzuschätzen, ob das Thema in zwei Monaten den Leuten zu den Ohren herauskommt – oder ob es wirklich eine Grippe-welle geben wird oder nicht.

Wie haben Sie das Problem gelöst?

Beim Thema „Schweinegrippe“ haben wir ein Porträt über Jörg Hacker, den Leiter des Robert-Koch-Instituts, in Auftrag gegeben. Das Porträt ist auch nach drei Monaten noch interessant, da die Person interessant ist. Man könnte es auch unabhängig vom Thema „Schweinegrippe“ lesen, aber durch die aktuelle Diskussion erhält es eine zusätzliche Brisanz. Wir versuchen, die Waage zwischen Aktualität auf der einen Seite und dem Bedürfnis der Magazinleser nach Hintergrundinformationen auf der anderen Seite zu halten. Das einzelne Heft muss zudem nicht nur, wenn es an den Kiosk kommt, spannend und lesbar sein, sondern auch noch zwei Monate später, wenn es den Kiosk gerade verlässt.

Sie sprechen die Bedürfnisse der Leser an. Wie wichtig ist für ZEIT WISSEN der Unterhaltungsfaktor?

Extrem wichtig. Die Frage ist ja, warum Menschen Wissenschaftsmagazine heutzutage lesen. ZEIT WISSEN ist in mehreren Aspekten besonders. Wir versuchen, eine Haltung zu den Themen zu entwickeln. Die kann man gut finden oder man kann sich daran reiben – beides ist auf keinen Fall langweilig. Zweitens versuchen wir, Wissenschaft zu einem Publikum zu bringen, das sonst nicht damit in Berührung kommt. Mir gefallen Texte, wenn ich merke, da hat jemand auf meinem Wissensstand angefangen und zwei Monate Arbeit investiert. Ein etablierter Physiker, der zwanzig Jahre im Geschäft ist und fachspezifisch schreibt, erreicht wahrscheinlich kein so großes Publikum.

Ist das auch der Grund, warum Fotos und Grafiken zu den Texten fast ganze Seiten füllen?

Das ist es ja, was Magazine so besonders macht. Ich genieße es, wenn Hefte eine tolle Optik haben. Mit Bildern zum Text kann man eine viel stärkere Wirkung erzielen als mit Text allein. Die Leser können die Geschichten viel eher nacherleben. Das ist der Vor-

teil eines Magazins gegenüber einer Wochenzeitung oder Onlinemedien. Viele Magazine sparen leider in Zeiten, in denen es ökonomisch knapper wird, an der Optik.

Sie haben gesagt, ein Ziel Ihrer Redaktion sei es, Stellung zu beziehen. Wie machen Sie das?

Ein Beispiel dafür ist die Geschichte „Das Apfel-Dilemma“, die vor einiger Zeit im Heft erschienen ist. Es ging darin um das Phänomen, dass Bio-Obst aus fernen Ländern importiert werden muss, weil in Deutschland die Nachfrage so groß ist. Der Apfel als der Deutschen liebste Frucht stand als Beispiel für das Dilemma einer ganzen Branche: Einerseits kaufen die Menschen mehr Biofrüchte, weil sie sie für gesünder und natürlicher halten, andererseits trägt der Import aus fernen Ländern zum Klimawandel bei. Wir haben den Weg eines Bio-Apfels aus Südafrika mit dem eines konventionellen aus dem Hamburger Umland verglichen – um das Dilemma konkret zu machen.

Und für welchen Apfel soll man sich nun entscheiden?

Das hängt davon ab, ob man einen gesunden oder einen klimafreundlichen Apfel haben möchte. Und beim klimafreundlichen Apfel kommt es wieder darauf an, wann man ihn kauft: Nach der Ernte im Herbst und im Winter ist der Apfel aus der Region der richtige, vom Frühjahr an kann man beruhigt zu den Äpfeln von der Südhalbkugel greifen – beim Transport mit dem Schiff hierher gelangt schließlich weniger Kohlendioxid in die Atmosphäre als bei einer monatelangen Lagerung hiesiger Äpfel.

Jens Uehlecke ist Redakteur beim Magazin ZEIT WISSEN in Hamburg. Er wurde 1976 in Aachen geboren und studierte Politikwissenschaft, Journalistik und VWL an der Universität Hamburg und in Aix-en-Provence. Während des Studiums schrieb er als freier Autor über Wissenschaft und Technik, Wirtschaft und Neue Medien, unter anderem für DIE WOCHE, BRAND EINS und die TAZ. Sein Studium schloss er 2003 mit Diplom ab. 2004 begann er seine Ausbildung an der Henri-Nannen-Journalistenschule in Hamburg, die ihn in weitere Redaktionen führte (FTD, ZEIT WISSEN, FAZ, GEO, die ZEIT-Wirtschaftsredaktion). 2005 arbeitete er für einige Monate als festangestellter Redakteur bei der FINANCIAL TIMES DEUTSCHLAND für das Themenfeld Internet und Musik, seit 2006 ist er bei ZEIT WISSEN, dem Wissenschaftsmagazin der ZEIT. Das Interview mit Jens Uehlecke ist im Wintersemester 2009/2010 an der Universität Hamburg entstanden.

„Herzensbildung schadet auch im Journalismus nicht“

Ulrike Ufer, NDR

„Vergessen Sie alle Prognosen – machen Sie, was Sie interessiert.“ Wie man zu einer Stelle beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk kommt und wie die Arbeit



einer „Nachrichtenfrau“ aussieht, erklärt die NDR-Hörfunk-Redakteurin Ulrike Ufer im Interview mit **Christina Lohner** und **Catrin Zander**.

Frau Ufer, wurde Ihnen Blut abgenommen, bevor Sie beim NDR anfangen durften?

Ja, damals war das noch so. Ich kann allerdings nicht so tun, als hätte ich dafür überhaupt kein Verständnis. Ein gewisses Maß an Absicherung sollte man auch einem öffentlich-rechtlichen Arbeitgeber zugestehen, wenn es um unbefristete Anstellungen geht. Die Regelung im NDR stammte zudem aus einer Zeit, in der man aus Bluttests nicht die Informationen gewinnen konnte, die man heute gewinnen kann. Da ich Vertrauen in die ärztliche Schweigepflicht habe, teile ich da die Aufregung nicht ganz, was den NDR angeht. Inzwischen hat sich die Diskussion ohnehin erledigt, denn der NDR hat seine Praxis geändert und verzichtet in der Regel auf die Blutuntersuchung.

Die Aufregung hat der NDR selbst ausgelöst – den „Bluttest-Skandal“ bei Daimler hat der Reporterpool von NDR Info aufgedeckt. Für seine herausragenden Rechercheleistungen hat ihm Netzwerk Recherche 2009 den Leuchtturm-Preis verliehen. Würden Sie sich auch gerne intensiver mit Themen beschäftigen, als es der Alltag in einer Nachrichtenredaktion zulässt?

Ich vergleiche die Arbeit in einer Nachrichtenredaktion gerne mit der eines Notarztes: Ein Nachrichtenredakteur wird als erstes mit dem Geschehen konfrontiert und muss schnell reagieren, später kommen die Spezialisten, in unserem Fall die Redakteure der Fachressorts, hinzu. Ich erstelle sozusagen die erste Diagnose, aber ich mache nicht die Therapie. „Gatekeeper“ ist so ein Begriff, der da gerne mal fällt. Das bin ich. Wenn ich entscheide, dass ein Thema entsprechend relevant ist, gebe ich dem Reporterpool einen Hinweis. Oder wenn ich zum Beispiel einen Aspekt des Themas HSH Nordbank nicht verstehe, rufe ich in der Wirtschaftsredaktion an. Aber ich bin ja auch frei, mich intensiver mit Sachverhalten auseinanderzusetzen. Ich kann ja zum Telefon greifen und nachrecherchieren.

Ist es auf Dauer nicht frustrierend, vor allem Agenturmaterial zu bearbeiten?

Ich verarbeite nicht nur Agenturmaterial. Es ist völlig unterschiedlich: Um die regionalen Themen kümmern sich die Regionalstudios. Aber wenn in der Nacht gerade kein Regionalstudio besetzt ist, dann telefoniere ich auch selber mit der Polizei. Klar, ich bin sicher auch Journalistin geworden, um Menschen kennenzulernen, die ich sonst nicht treffen würde. Als Reporterin habe ich das lange gemacht: Ich habe die Bands interviewt, die ich interviewen wollte, ich habe die Schauspieler getroffen, die ich treffen wollte. Mein Bedarf ist eigentlich gedeckt.

Nachrichtenjournalismus bedeutet Zeitdruck, absolute Konzentration und Schichtdienst. Wie hält man das jahrelang aus?

Hält man das überhaupt jahrelang aus? Ich mache relativ viele Nachtdienste, weil das eher meinem Biorhythmus entspricht als Frühdienste. Außerdem mache ich oft Dienste, die andere Kollegen nicht so gerne machen, wie Heiligabend und Silvester, weil sie im Gegensatz zu mir Kinder haben. Das mache ich aber aus Überzeugung.

Stoßen Sie manchmal an körperliche Grenzen?

Ja, klar. Ich bin jetzt 40 und natürlich habe ich den Schichtdienst mit Mitte 20 anders weggepackt als heute. Und das wird mit 50 auch noch mal anders sein. Aber ich rauche nicht, ich trinke nicht, ich versuche Sport zu machen. Es gab in meinem Leben allerdings auch Phasen, in denen ich mich so verausgabt habe, dass

es nachweislich auf die Gesundheit schlug. Die Kunst ist, diesen Punkt nicht zu überschreiten, sondern vorher auf die Bremse zu treten. Ich glaube, neudeutsch heißt das „Work-Life-Balance“. Ich habe allerdings gut reden, ich habe ja zum Beispiel keine kleinen Kinder.

Lässt sich Ihr Job überhaupt mit Kindern vereinbaren?

Wir waren sechs Frauen im Volontärsjahrgang – ich bin die einzige, die heute noch voll arbeitet. Ich könnte jetzt ein Riesenfass aufmachen zum Thema Kinderbetreuung in Deutschland. Ich finde das von A bis Z indiskutabel, denn es ist volkswirtschaftlich ein Desaster: Die Frauen studieren, machen eine journalistische Ausbildung und können hinterher nicht mehr in ihrem erlernten Beruf arbeiten, weil sie die Kinder betreuen. Auch für die Partnerschaft kann der Wechsel vom Beruf in die Mutterrolle sehr problematisch sein, wenn das Umfeld kaum oder gar keine Variabilität zulässt. Für mich war immer klar, dass ich keine eigenen Kinder haben will. Ich habe mehrere Patenkinder, aber keine eigenen. Für mich hat sich diese Frage nie gestellt.

Ihr Lebenslauf wirkt bis zum NDR-Volontariat nicht unbedingt geradlinig – mal Plattenlabel, mal Pädagogik, mal PR, mal Journalismus. Waren Sie unsicher, wohin die Reise gehen sollte?

Ich finde meinen Lebenslauf komplett langweilig geradlinig. Ich habe immer am selben Tisch gesessen, nur an verschiedenen Seiten – es ging immer um Öffentlichkeit. Ich könnte mir das jetzt schönreden, dass ich auch von meiner pädagogischen Zeit profitiert habe. Aber das war ein Zugeständnis an meine Eltern, die sich gewünscht haben, dass ihre Tochter etwas Seriöses lernt. Als ich damals das pädagogische Praktikum gemacht habe, saß der Rektor mit langem Gesicht vor mir und sagte: „Sie werden nie in Ihrem Leben als Lehrerin arbeiten, es gibt einfach keine Jobs.“ Mein Rat: Vergessen Sie alle Prognosen – machen Sie, was Sie interessiert. Darin werden Sie gut sein und deshalb auch einen Job finden.

Warum wollten Sie beim NDR volontieren?

Für mich war und ist der NDR die beste journalistische Adresse in meiner norddeutschen Heimat – und ich fühle mich wirklich als Norddeutsche, interessiere

mich für die Menschen hier und für das, was von Flensburg bis Göttingen und vom Emsland bis Vorpommern geschieht. Ich habe lange einen Freund aus Greifswald gehabt, ich bin überzeugte Osnabrückerin, lebe in Hamburg und ich kenne mich im Sendegebiet relativ gut aus.

Wo haben Sie sich sonst noch beworben?

Ich habe mich – wie viele aus meinem Studiengang – bei der Henri-Nannen-Schule beworben, mehrfach übrigens. Einmal zum Beispiel sollten wir eine Reportage über einen Nachtportier machen. Ich rief beim besten Haus in Osnabrück an und er sagte nur: „Ja, ja, kommen Sie mal vorbei, Sie sind schon die Vierte.“ Meine Henri-Nannen-Absagen könnte ich mir an die Wand hängen.

Wie lief Ihr Start im NDR-Volontariat?

Ich habe den Fehler gemacht, mich zu bewerben, während ich noch mitten im Examen stand. Dann bin ich wirklich im wahrsten Sinne des Wortes aus der letzten Prüfung rein ins Volontariat. Heute würde ich jedem sagen: Du bist verrückt. Die Konditionsschwächen habe ich noch jahrelang während der Redakteurszeit gemerkt. Wer die Chance vergeudet, nach dem Studium wenigstens zwei, drei Wochen Urlaub zu machen und sich selbst zu reflektieren, dem kann man nicht helfen. Man sollte Pausen einplanen.

Dann darf der Lebenslauf also auch mal eine Lücke haben?

Wenn ich Personalverantwortung hätte, würde ich mir genau ansehen, ob jemand in der Lage ist, sein Leben auszubalancieren. Damit meine ich nicht ein halbes Jahr Surflehrer auf Sylt, sondern die Strecken so zu planen, dass sie auch bewältigt werden können. Dass auch unverplante Zeit da ist, um die Dinge einzusortieren und am richtigen Ort abzuspeichern. Meine Lebensqualität ist zum Beispiel ungemein gestiegen, als ich in Hamburg einen Freundeskreis gewonnen habe, der ausdrücklich nicht journalistisch ist. Einer der wichtigsten Ratschläge ist, dass man gerade als Journalist auch Freunde aus anderen Branchen hat, weil man sonst immer auf dieser komischen Metaebene herumschwirrt und irgendwie den Anschluss verliert.

War schon im Volontariat klar, in welcher Redaktion Sie anschließend landen würden?

Ich habe schon als freie Mitarbeiterin im Studio Osnabrück Regionalnachrichten gemacht und bin von meinen Co-Volontären immer aufgezo-gen worden: „Warum machst du denn noch ein Volontariat, du machst doch später sowieso Nachrichten!“ Ich dachte immer: Wovon reden die eigentlich? Aber offenbar bin ich wirklich eine Nachrichtenfrau. Ich komme zwar aus einem sehr schö-ngeistigen Haushalt, wo schon beim Frühstück über Kafka diskutiert wurde. Ich bin allerdings jemand, der sich eher mit den banalen Realitäten des Lebens beschäftigt als mit dem hoch vergeistigten Ideal. Daher erkläre ich mir auch meinen gewissen Hang zu Boulevardthemen. Ich bin eigentlich die einzige, die ich kenne, die kein Problem damit hat, sich mit der BUNTEN in die Kantine zu setzen.

Hätten Sie irgendwo lieber gearbeitet als bei den Hörfunknachrichten?

Nein. Wir haben das große Glück, eine wirklich nette Truppe zu sein. Hörfunknachrichten machen Sie nicht, wenn Sie hochgradig eitel sind, es gibt wenig Platz für individuelles Getue. Das erhöht natürlich die Lebensqualität ungemein.

Wie fühlt sich das an, wenn man plötzlich als Redakteurin im Sender sitzt, Texte abnimmt und redigiert, also Verantwortung hat?

Gut! Ich fand es sensationell, als ich irgendwann selber entscheiden konnte, ob ich jetzt einen Aufsager schreibe oder nicht. Andererseits lasse ich meine Texte auch heute noch abnehmen, das Vier-Augen-Prinzip.

Manchen Berufseinsteigern fällt es schwer, mit freien Mitarbeitern zusammenzuarbeiten, die seit Jahren dabei sind – und plötzlich sollen sie den „alten Hasen“ Anweisungen geben. Ging Ihnen das auch so?

Klar! Dann sitzen Sie da mit jemandem, der zwanzig Jahre Berufserfahrung hat. Sie sind Berufsanfänger, haben aber ein kleines Krönchen auf – und da steht Redakteurin drauf. Natürlich ist das eine komische Situation, aber das kann man nur mit normalem Menschenverstand lösen – bestimmt nicht, indem man anfängt, die dicke Redakteurin zu geben, die andere Leute herumkommandiert.

Sie machen jetzt seit rund zehn Jahren den gleichen Job beim NDR. Für unsere Generation ist das fast unvorstellbar, zumindest unwahrscheinlich. Ist Ihnen nicht langweilig?

Langweilig? Nein! Wenn es nach mir ginge, würde ich den Job noch die nächsten dreißig Jahre machen. Erstens ist er inhaltlich ständig eine neue Herausforderung, zweitens ziehen wir ständig um, kriegen ständig neue Kollegen, haben ständig neue Computersysteme.

Inwiefern haben sich die beruflichen Anforderungen im Radiojournalismus in den letzten zehn Jahren verändert?

Das digitale Schneiden ist dazu gekommen, es muss jede Menge Technik betreut werden. Als ich anfang, hat einem noch ein Kollege die Sendung gefahren. Da hatte ich jemanden, der mit mir im Studio stand und die Beiträge und O-Töne gehört hat. Da musste ich nicht erst auf den abnehmenden Redakteur warten, der gesagt hat: „Das verstehe ich nicht.“ Es ist sozusagen noch mal ein Paar Ohren weggefallen. Sicherlich hat sich auch das Tempo beschleunigt, allein durch die Erfindung der E-Mail macht heute ja jeder einen Sekretärinnen-Job nebenher. Ich hoffe, dass sich das vielleicht irgendwann wieder in die andere Richtung entwickelt.

Aktuelle Nachrichten bekommt man heute schneller im Internet als übers Radio. Außerdem kann das Publikum im Netz selbst entscheiden, welche Inhalte es nutzen möchte. Braucht man Ihre Nachrichten überhaupt noch?

Ja, ganz sicher – mehr denn je. Sie können sich natürlich den ganzen Tag vors Internet setzen und sich da mit irgendwelchen Informationen, beziehungsweise wilden Gerüchten und Behauptungen versorgen, das ist Ihr gutes Recht, ich hätte fast gesagt: Herzlichen Glückwunsch. Das Prinzip des öffentlich-rechtlichen Systems ist – gerade in Zeiten des Internets – die große Glaubwürdigkeit. Das ist unser täglich Brot, diese Glaubwürdigkeit herzustellen. Und das ist kein theoretisches Gequatsche, sondern meine grundfeste Überzeugung, dass es einfach eines einordnenden Prozesses bedarf, um die Dinge so darzustellen, dass sie die Menschen nicht verwirren.

Wenn Sie zurückblicken: Was können Sie heute besser als vor zehn Jahren?

Wichtiges von Unwichtigem unterscheiden, die Kategorien Relevanz und Dringlichkeit besser sortieren. Mein Job ist ein Routinejob. Ich muss Dinge einordnen können, instinktiv. Es ist eine Frage der Erfahrung, wenn zwei Minuten vor der Sendung eine Eilmeldung reinkommt.

Wie haben Sie das gelernt, bekommt man mit der Zeit ein Gespür dafür?

Das Bauchgefühl entscheidet über den Umgang mit den Ereignissen. Als ich anfang, war der Jugoslawienkrieg ein großes Thema. Ich weiß noch, wie froh ich damals war, dass ich Kollegen hatte, die schon über Kriege berichtet hatten. Wenn Sie Ihre Sekretärin mit angst erfüllten Augen anguckt, dann wissen Sie genau, dass es nicht nur ihr so geht, sondern auch Ihren Hörern. Das ist schon eine Herausforderung, die nicht mal eben so an einem vorbeigeht.

Ab wann geht man eigentlich entspannt ins Büro, weil man weiß: Ich kann es jetzt einfach?

Nie. Es wird immer Situationen geben, in denen ich nicht weiß, wie ich mit einem Thema umgehen soll. Gerade wenn dann Eilmeldungen kommen, vor allem widersprüchliche. Zum Glück haben wir Fachredaktionen, und auch in den Nachrichten gibt es Kolleginnen und Kollegen, die sich auf unterschiedlichste Spezialgebiete verstehen. Zur Not lassen wir ein Thema erst mal liegen – die Marschroute: Nichts melden, was man nicht selber verstanden hat.

Also doch kein Routinejob?

Andersherum: Die Routine, die ich inzwischen habe, macht mich zuversichtlich, dass ich jede Situation lösen kann. Aber ich mache mir keine Illusion: Es kann immer Situationen geben, wo ich richtig ins Schlackern käme. Ich habe immer Witze gemacht, ich wüsste ziemlich genau, wann China in Taiwan einmarschiert – nämlich wenn ich Nachtdienst habe. Oder eine Attacke auf eine Atomanlage im Iran. Ich wüsste inzwischen, wie ich damit umgehen muss, aber ich würde mitnichten sagen: „So what?“.

Wie lange hat es gedauert, bis Sie an den Punkt kamen, an dem Sie diese Ruhe hatten?

Bei den U-Bahn-Anschlägen in London 2005 hatte ich das Gefühl, ich weiß, wie so etwas abläuft, ich weiß, worauf ich achten muss. Es ist aber von Ereignis zu Ereignis völlig unterschiedlich: Manchmal ist die Agenturlage eindeutig, andererseits gibt es Ereignisse wie Winnenden. Es war damals kurz vor 10.30 Uhr, als die Meldung einer Agentur kam: Amoklauf, mehrere Schüler verletzt, irgendwo, Winnenden. Und dann kam, ich glaube 17 Minuten lang, überhaupt nichts. Das ist für einen Wochentag morgens um halb elf extrem ungewöhnlich, normalerweise hätte da sofort eine zweite Agentur kommen müssen. Und dann sitzen Sie da und haben das Gefühl, da kommt jetzt etwas wie Erfurt auf mich zu, aber Sie haben nur eine Agenturmeldung, Sie haben überhaupt keine Informationen, Sie wissen nichts. Sie müssen aber irgendwas sagen oder sich zumindest darauf einstellen, dass etwas kommt.

Sie haben dann im Fall Winnenden eine zweite Agenturmeldung abgewartet, denn eine Grundregel der Öffentlich-Rechtlichen lautet: mindestens zwei Quellen. Wie sind Ihre Arbeitsbedingungen im NDR?

Meine Arbeitsbedingungen sind für einen überzeugten Journalisten traumhaft, weil ich weiß, dass ich nichts melden muss, was ich selber nicht glaube. Und weil ich weiß, dass ich einem Ideal verpflichtet bin: Wahrheit und Objektivität. Absolut ist das nie zu erreichen, aber zumindest das Bestreben ist da. Und ich muss nichts wider mein Gewissen machen. Mich hat noch nie jemand angerufen und gesagt: Sie wissen schon, dass unser Werbekunde sauer ist, wenn Sie das melden.

Mussten Sie irgendwann schon einmal Angst haben, Ihren Job zu verlieren?

Haben Sie schon mal jemanden getroffen, der die Angst nicht gehabt hat, außer dem Papst vielleicht? Es gibt einen wunderschönen Spruch von Peter Alexander, der sagte mal: „Wenn das Lampenfieber aufhört, fangen die Fehler an.“ Ich glaube, da ist was dran.

Wie wichtig ist Ihnen berufliche Sicherheit?

Als ich 1999 mit dem Volontariat fertig wurde, gab es im Journalismus eine Hochphase wegen der ganzen New-Economy-Heftchen. Jeder hatte plötzlich zig Möglichkeiten. Ich wurde von vielen meiner Co-Volontäre ausgelacht, nach dem Motto: „Wieso lässt du dich fest anstellen, da verdient man ja viel weniger!“ Das sind allerdings dieselben Leute, die heute zu mir sagen: „Du mit deiner festen Stelle.“ Ich kann nicht leugnen, dass mir Sicherheit wichtig ist. Die Festanstellung war damals eine bewusste Entscheidung.

Seitdem haben Sie ein festes, regelmäßiges Einkommen. Sind Sie damit zufrieden?

Ja. Manche Aspekte lassen sich auch nicht mit Geld aufwiegen. Ich habe zum Beispiel das Gefühl, einen sinnvollen Beruf zu machen – wollen Sie das in 500 Euro ausdrücken? Mein Beruf gilt außerdem als vergleichsweise sicheres Umfeld, das ist sicherlich auch ein Stück Lebensqualität. Andererseits glaube ich, dass völlig irriige Annahmen unterwegs sind, was Leute im öffentlich-rechtlichen Hörfunk so verdienen. Es ist nicht so spektakulär, wie allgemein angenommen wird. Ich stelle in meinem Freundeskreis immer wieder fest, dass da teilweise aberwitzige Vorstellungen existieren.

Nehmen wir an, ich habe eine realistische Vorstellung vom Gehalt und möchte Redakteurin beim öffentlich-rechtlichen Hörfunk werden. Wie mache ich das am besten?

Sie lesen ganz viel Zeitung. Sie arbeiten an Ihrem Sprach- und Sprechvermögen. Sie machen Praktikum irgendwo „janz weit draußen“ und üben da journalistische Genauigkeit. Denn wenn Sie, wie ich einmal, eine missverständliche Meldung formuliert haben und den ganzen Tag tobenden Landwirten erklären, dass die Schweinepest nicht im Landkreis Osnabrück, sondern vor den Toren des Landkreises ausgebrochen ist, erzieht Sie das mehr zur Gründlichkeit als alle noch so tollen Praktika. Gehen Sie den klassischen harten Weg: Probieren Sie Sachen aus, recherchieren Sie Sachen tot, stellen Sie fest, was Ihr Medium ist. Arbeiten Sie an Ihren Umgangsformen, seien Sie ein Menschenfreund. Seien Sie höflich zu Menschen, von denen Sie nicht unbedingt das Gefühl haben, dass sie Ihnen sofort das Entree in die Intendanz sichern. Eine gewisse Herzensbildung schadet auch im Journalismus nicht.

Was müssen Praktikanten und Volontäre heute zum NDR mitbringen?

Studieren Sie zügig und machen Sie viele, viele Praktika. Auch Auslands-Erfahrung ist hilfreich.

Kann man auch ohne Radio- oder Fernseh-Erfahrung beim NDR volontieren?

Das ist ungewöhnlich. Aber wir hatten zum Beispiel auch einen, der ist heute einer der besten Fernsehmacher, die ich kenne. Es ist mir ein komplettes Rätsel, wie es der Kommission gelungen ist, sein Potenzial zu erkennen.

Machen Praktikanten und Volontäre auch bei Ihnen in der Redaktion Station?

Ja. Ich bin sogar ein bisschen die Ansprechpartnerin, soweit es sich mit meinen Schichten vereinbaren lässt. Mir macht das Spaß, wobei es nicht immer leicht ist, wenn die Schicht anstrengend ist.

Wie sind die Praktikanten und Volontäre von heute denn so, verglichen mit früher?

Es ist spannend, zu sehen, wie unterschiedlich die Leute sind. Ich hatte auch schon Leute da sitzen, bei denen ich mich gefragt habe, wer ihnen erzählt hat, dass sie ein Praktikum beim NDR machen müssten – von einem fulminanten Desinteresse. Außerdem fällt mir eines immer wieder auf: Viele junge Menschen haben Probleme mit Umgangsformen. Das ist wahrscheinlich ein Indiz dafür, dass man älter wird, aber wir reden auf Fortbildungen auch mit Kollegen von anderen ARD-Anstalten darüber, es scheint tatsächlich so zu sein. Ich sage ihnen zum Beispiel immer: Stellt euch bei einem Termin kurz vor – und sie stellen sich einfach nicht vor. Am Ende muss aber jeder selbst wissen, mit welcher Art von Benehmen er durchs Leben gehen will.

Sind Ihnen die Jungen nicht auch in manchen Dingen voraus?

Klar, Stichwort Internetkompetenz. Und diese Selbstverständlichkeit, mit der sie die wildesten Schnittsysteme bedienen, bei denen ich zumindest mal nachdenken muss. Klar, das ist eine andere Generation – wen wundert es: Ich bin 40, die sind 20.

Sie haben jetzt zehn Jahre als NDR-Redakteurin hinter sich – und noch viele Jahre Berufsleben vor sich. Was soll noch kommen?

Ich würde mir wünschen, dass es so bleibt, wie es ist. Ich würde das, was ich mache, gerne bis 67 machen. Ich liebe meinen Job. Ich will nicht Intendantin werden, ich will nicht Korrespondentin werden und Claudia Schiffer werde ich auch nicht mehr. Ich bin wirklich zutiefst zufrieden mit dem, was ich im Augenblick mache, und auch zutiefst dankbar dafür.

Ulrike Ufer ist Redakteurin bei den Hörfunk-Zentralnachrichten des Norddeutschen Rundfunks (NDR) in Hamburg. Sie wurde 1969 in Göttingen geboren und studierte in Berlin, Osnabrück und Lund (Schweden) Geschichte, Anglistik und Publizistik. Schon während ihrer Schulzeit schrieb sie Rezensionen und Interviews für das Schweizer Musikmagazin New Life. In ihrer Studienzeit machte sie Praktika in den Bereichen Pädagogik und PR. Journalistische Erfahrung sammelte sie durch Hörfunkbeiträge beim Offenen Kanal Berlin sowie Praktika bei New Life und beim Radiosender ffn. Nach einem Praktikum im NDR Studio Osnabrück wurde sie dort freie Mitarbeiterin. Im Anschluss an ihr Studium begann sie 1997 ein Volontariat beim NDR. Währenddessen arbeitete sie als Sommervertretung in der deutschen Redaktion von Sveriges Radio in Stockholm. Seit Ende ihrer Ausbildung ist sie Nachrichtenredakteurin beim NDR. Das Interview mit Ulrike Ufer ist im Wintersemester 2009/2010 an der Universität Hamburg entstanden.

„Meine Nische habe ich in Amerika gefunden“

Lars-Marten Nagel, dpa

Daten und Statistiken – das ist seine Welt. Bei einem Praktikum bei COX Newspapers in den USA lernte Lars-Marten Nagel Computer-Assisted Reporting kennen. Im Interview mit Sarah



Hasse und Lena Kiening erzählt er, warum er mit seinen Kenntnissen der Datenrecherche einen Trumpf beim Berufseinstieg hatte und wie er aus Datensätzen Geschichten macht.

Herr Nagel, wie oft müssen Sie erklären, was Sie in der dpa-Abteilung für Computer-Assisted Reporting, kurz CAR, eigentlich genau machen?

Oft. Es ist eben noch nicht so bekannt. Meine Freunde und Bekannten wissen das natürlich, weil sie meinen Weg kennen. Aber viele andere nicht. Ich gebe aber immer häufiger Interviews für Studien-Abschlussarbeiten. Das Interesse an diesem Thema ist im Moment gerade bei Studenten sehr groß – wahrscheinlich, weil das Thema CAR hier in Deutschland einfach so neu ist.

Wie erklären Sie jemandem, der CAR nicht kennt, was das ist?

Es ist eine Rechentechnik, bei der man mit Hilfe von Hard- und Software Datensätze analysiert und versucht, daraus journalistische Geschichten zu gewinnen.

Wie kann man sich den Ablauf einer solchen Recherche vorstellen?

Der erste Schritt ist natürlich, herauszufinden, was es überhaupt für Datenbanken gibt. Also zu recherchieren, welche Daten Behörden, Vereine oder Unternehmen sammeln. Der zweite Schritt ist, diese Rohdaten auch zu bekommen, was nicht immer ganz leicht ist. Und der dritte Schritt ist, diese Daten per Rechentechnik so

aufzuspalten, zu sortieren und aufzubereiten, dass am Ende etwas Journalistisches daraus entstehen kann.

Also hat man zuerst die Daten und sucht dann eine Geschichte?

Beide Richtungen sind möglich. Es ist natürlich leichter, wenn man ein Thema hat und dann schaut, wer dazu die passenden Daten sammelt. Aber den umgekehrten Weg gibt es häufig auch. Wenn wir uns einen Rohdatensatz ansehen, dann fällt gelegentlich etwas auf, das genauer betrachtet werden sollte. Oft findet man Geschichten, die man nie erwartet hätte, indem man mit den Daten herumspielt, sie filtert und umsortiert. Ein Beispiel aus Amerika: Kommilitonen von mir sind in Missouri dank einer Datenbank für Bootsunfälle darauf aufmerksam geworden, dass es in Missouri, und nicht etwa an den Küsten der USA, überdurchschnittlich viele Unfälle mit Booten gibt. Im Laufe der Recherche kam heraus, dass es in Missouri wie fast überall in Amerika verboten ist, in der Öffentlichkeit Alkohol zu trinken, mit einer Ausnahme: auf dem Wasser. Die Folge: Viele Teenager fahren mit Booten aufs Wasser, um sich zu betrinken, was dann zu den vielen Unfällen führte. Was für eine tolle Geschichte. Und die war so nicht geplant.

Sie selbst haben kürzlich durch eine CAR-Recherche für dpa aufgedeckt, dass viele Bundestagsabgeordnete nebenbei Lobbyarbeit betreiben, ohne diese Tätigkeiten publik zu machen. Wie sind Sie auf diese Geschichte gestoßen?

Wir hatten eine Liste mit allen damals aktuellen Bundestagsabgeordneten aus dem Internet ausgelesen. Außerdem gibt es auf der Website des Deutschen Bundestags eine Liste der registrierten Vereine und Verbände, die so genannte Lobbyliste. Wir haben mit Hilfe einfacher Software wie Excel und Access verglichen, welche Namen auf den beiden Listen übereinstimmen. Und dann findet man tatsächlich Bundestagsabgeordnete, die zeitgleich für bestimmte Vereine als Lobbyisten registriert sind – und zwar in deren Spitzengremien. Eine Gruppe fiel besonders auf. Mehrere Mitglieder des Bundestags waren in Vereinen aktiv sind, die der Rüstungslobby zuzuordnen sind. Da haben wir dann nachgehakt. Für so eine Geschichte braucht man keine großartigen Statistikenkenntnisse, sondern muss einfach Daten vergleichen.

Wie oft sehen Sie sich Daten an, aus denen dann keine Geschichte entsteht?

Täglich. Ich klicke mich zum Beispiel fast jeden Tag durch die Neuveröffentlichungen der statistischen Ämter. Man hat so seine Quellen, die man immer wieder checkt. Die EU hat auch Daten, die teilweise bis auf die Region heruntergehen. Aber auch Vereine und Verbände sammeln Daten und Statistiken. Manchmal schieße ich auch ganz ins Blaue und suche via erweiterter Google-Suche nach versteckten Dateien bei Ämtern und Behörden. Ich sehe mir wirklich jeden Datensatz an, den ich bekommen kann, daraus wird dann im Rahmen von dpa-RegioData in der Regel eine Geschichte in der Woche. Das heißt aber auch: Ich schaue mir sehr viele Statistiken und Daten an, aus denen nichts entsteht.

Wie viel Prozent Statistiker steckt denn in Ihnen?

Gefühlt fast null. Ich sehe mich als Vollblutjournalisten. Auch wenn wir im MEDIUM MAGAZIN schon mal als die „Statistikabteilung der dpa“ bezeichnet worden sind. Das ist nicht so. Die Datenrecherche ist einfach nur ein Rechercheansatz. Die Amerikaner unterteilen Recherche zum Beispiel in drei Säulen – People: Leute interviewen, Paper: die Original-Dokumente besorgen und sichten, und die dritte Säule ist eben Data: Daten und Statistiken besorgen und auswerten. Ich habe das so gelernt in Amerika und finde diesen Ansatz gut. Er ist sehr faktisch. Man kann Daten zwar unterschiedlich interpretieren, aber sie sind zunächst einmal ernstzunehmende Fakten. Manchmal bedeutet das in meinem Arbeitsalltag eben auch sehr viel Datenkram und spröde Computerarbeit, aber das ist okay.

Braucht man eine besonders solide mathematische Vorbildung oder reicht auch der Mathe-Grundkurs, um CAR-Spezialist zu werden?

Eine gewisse Affinität zu Zahlen ist schon hilfreich. Ich hatte in der Schule Mathe-Leistungskurs und damit eine gewisse Grundlage. Prozentrechnung sollte man schon können, aber alles andere ist erlernbar. Wir arbeiten zum großen Teil mit Software wie Excel, die ist erlernbar. Wenn man sich als Schreibvirtuose sieht und mit Zahlen überhaupt nicht kann, sollte man es natürlich lieber lassen.

Wussten Sie zu Beginn Ihres Studiums an der Universität Leipzig, was CAR bedeutet?

Nein. Ich bin da durch Zufall drauf gestoßen, im Auslandsjahr in den USA. Dort war ich als Fulbright Scholar an der Missouri School of Journalism. Ziemlich naiv habe ich damals überlegt, welche Kurse ich belegen soll und dachte: Amerika und investigativer Journalismus, das passt zusammen, das ist spannend. Ich habe dann in Missouri alle Seminare, die damit zu tun hatten, belegt. Und da war ganz viel CAR dabei, weil das an den Unis in Amerika zum Ausbildungsstandard im Recherchebereich gehört.

***Sollte CAR denn auch in die Lehrpläne der hochschulgebundenen Journalisten-
ausbildung in Deutschland aufgenommen werden?***

Ich glaube, dass es gut wäre, wenn wenigstens einige Unis CAR jetzt ins Angebot mit aufnehmen würden. Flächendeckend kann man das sicherlich nicht erwarten, aber besonders Studiengänge, die vor allem auf ihre Recherche-Ausbildung stolz sind, sollten in diese Richtung stärker denken. Optimal wären auch Studenten, die in die Nische gehen, und Journalismus und Informatik parallel studieren.

Sie haben Diplom-Journalistik studiert. Fehlen Ihnen heute Informatik-Kenntnisse?

Naja, man kann ja irgendwie nie genug können. Beim Programmieren habe ich definitiv Grenzen. Ich bin ausgebildeter Journalist. Ich habe maximal 20 Prozent technische Voraussetzungen und 80 Prozent journalistische. Es wäre gut, wenn wir in Deutschland irgendwann Leute hätten mit 50:50 – oder sogar mit 20 Prozent journalistischen Fähigkeiten und 80 Prozent technischen. Denn es scheitert in den Redaktionen fast nie an den journalistischen Fähigkeiten, sondern in erster Linie daran, dass man für manche Recherchen schlichtweg auch programmieren muss.

Welche Inhalte aus Ihrem Journalistik-Studium bringen Ihnen heute noch etwas?

Alles irgendwie ein bisschen. Ich denke am liebsten an die Seminare mit Praktikern zurück, weil ich von denen am meisten für den Job gelernt habe. Oder auch die Seminare mit Recherche- und Schreibübungen. Wenn es keine Hausarbeiten gab,

sondern der Dozent gesagt hat: Sucht euch ein spannendes Thema hier im Umland und recherchiert los. Das habe ich gern gemacht.

Im Leipziger Journalistik-Studium ist ein redaktionelles Volontariat fester Bestandteil. Sie waren damals bei der MAGDEBURGER VOLKSSTIMME. Wie wichtig war für Sie dieses Volontariat?

Sehr wichtig. Da wurden die Grundlagen gelegt. Ein Kreistag funktioniert ja im Grunde sehr ähnlich wie der Bundestag. Da lernt man als Nachwuchsjournalist sehr viel. Ich habe an vielen Tagen eine ganze Seite bekommen mit dem Auftrag, sie zu füllen. Da habe ich lange Texte und Reportagen geschrieben, einfach alles machen und mich ausprobieren dürfen. Ich würde jedem empfehlen, die ganz frühen journalistischen Schritte unbedingt im Lokalen zu machen.

Sie haben in den USA ein Praktikum in der CAR-Abteilung von COX Newspaper gemacht und damit, im Nachhinein betrachtet, wohl den Grundstein für Ihre heutige Tätigkeit gelegt. Wie kam es dazu?

Ich habe damals einfach bei dem Chef dieser CAR-Abteilung angerufen, der eine Koryphäe auf dem Gebiet ist. Ich habe ihm erzählt, dass ich noch ein halbes Jahr in Missouri studieren und gerne ein Praktikum bei ihm in Washington machen würde, ob ich ihm mal Unterlagen schicken könnte. Und er sagte: Nö, du kannst vorbeikommen und anfangen. Natürlich ist das nicht immer so. Ich studierte glücklicherweise auch an dem Lehrstuhl, den er selbst mitgründet hatte und war mit einem Stipendium drüben. Aber generell scheint mir der Zugang als Praktikant zu den Medien etwas leichter in den USA.

War der Auslandsaufenthalt wegweisend für Ihren späteren Berufsweg?

Ja, auf jeden Fall. Ich glaube es ist generell wichtig, eine Nische zu haben, ein Profil, mit dem man auf dem engen Journalistenarbeitsmarkt punkten kann. Meine Nische habe ich in Amerika gefunden.

Sind denn die Chancen, ein Praktikum oder einen Job im Bereich CAR zu bekommen, in Deutschland größer als in den USA, weil es hier bislang nur wenige Journalisten gibt, die sich damit auskennen?

Mit CAR ist es in Amerika eigentlich auch nicht anders als in Deutschland. Sobald es in den Seminaren technisch wird, steigen auch dort sehr viele Studenten aus. In den CAR-Lehrveranstaltungen haben sie uns immer gesagt: „Now you belong to the only five percent of American journalists who are able to do that and that is an asset.“ Und so ist es im Grunde auch. Wenn du dich bewirbst, dann ist das eben der Vorteil, den du hast – in Deutschland wie auch in Amerika. Der Unterschied ist, dass die amerikanischen Medien die Absolventen mit CAR-Kenntnissen in größerer Zahl abnehmen. Die großen US-Zeitungen haben in der Regel ein oder zwei Leute, die das richtig gut können.

Sie haben nach dem Studium noch ein Praktikum beim SPIEGEL gemacht. Haben Sie unmittelbar nach dem Diplom keinen festen Job gefunden?

Ich habe während der letzten Semester wie viele andere auch ein paar Initiativbewerbungen geschrieben, in alle möglichen Richtungen. Aber da bekommt man in der Regel ja keine Antwort. Wenn man denjenigen, an den sie adressiert ist, nicht schon kennt oder er eine Empfehlung bekommen hat, dann kann man das vergessen. Ich habe auch die üblichen Ablehnungen erlebt und ertragen müssen. Das mit dem SPIEGEL-Praktikum war dann eher ein Zufall. Einer der jetzigen Chefredakteure – Georg Mascolo – war damals Washington-Korrespondent. Wir haben uns während meiner Zeit in den Staaten kurz kennengelernt, und er hat mich gefragt, ob ich Lust darauf hätte. Das Praktikum während der Job-Suchphase war genau richtig. Wobei ich auch gerne noch länger beim SPIEGEL geblieben wäre, weil die Arbeit dort großen Spaß gemacht hat. Die Kollegen haben fantastische Recherche-Ressourcen. Ich hatte dann aber bald zwei konkrete Jobangebote, von denen eines sich fast ausschließlich um CAR drehte.

Sie haben sich für die neue CAR-Abteilung der dpa entschieden. Wer hat da wen gefunden?

Im Grunde haben wir uns gegenseitig gefunden. Ich hatte von einem befreundeten Kollegen gehört, dass es Pläne gibt, eine solche Abteilung aufzubauen und

über ihn kam der Kontakt zustande. Die Mitarbeiter für dpa-RegioData wurden damals sehr gezielt ausgewählt. Und ich habe gedacht: Okay, ausprobieren, den Aufbau der ersten deutschen CAR-Abteilung mitzuerleben, ist eine riesige Chance.

Es klingt, als wären viele Schritte bei Ihrem Berufseinstieg eher Zufall oder glückliche Fügung gewesen.

Ja, das kann man schon so sagen. Aber das ist doch oft so. Was kann man schon präzise planen? Praktikum hier, Praktikum da. Und der Rest ergibt sich meist, man findet irgendwann seine Interessen. Als Student habe ich nicht sonderlich weit im Voraus geplant. Da ging es um das Ausprobieren – auch aller Mediengattungen.

In einem Interview haben Sie vor Ihrem USA-Aufenthalt gesagt, dass es Ihr Traum wäre, beim Rundfunk zu arbeiten. Was ist daraus geworden?

Ich habe während des Studiums viel im Rundfunk gearbeitet und war als Praktikant und freier Mitarbeiter beim ZDF und beim MDR. Beim Rundfunk wird für freie Mitarbeit meist besser bezahlt und das ist für Studenten natürlich eine gute Möglichkeit, ein bisschen nebenher zu verdienen. Das Arbeiten hat mir dort auch Spaß gemacht, vor allem das Teamwork mit Kameraleuten und Cuttern. Aber die inhaltlichen Transportmöglichkeiten schienen mir recht begrenzt. Mit 100 Zeilen in der Zeitung oder online kann man mehr Inhalt vermitteln als mit einem dreiminütigen Filmbeitrag. Ich würde aber grundsätzlich nicht ausschließen, irgendwann wieder beim Rundfunk zu arbeiten. So ein Journalistenleben hat ja immer einige Wendungen.

Welches wird die nächste Wendung sein?

Die nächste Wendung wird wohl der Umzug der dpa nach Berlin sein.

Was wird sich für Sie beruflich durch den Umzug ändern?

Sehr viel. Mit so einem Umzug geht natürlich auch eine gewisse Umstrukturierung einher. Details gehören nicht hier her, weil im Augenblick so viel in der Schwebe ist. Ich persönlich hoffe ein bisschen darauf, dass wir in Berlin näher an Leuten wie

Abgeordneten und Referenten dran sind, die man auch einmal kurzfristig treffen kann, was von Hamburg aus deutlich schwieriger ist. So kommt man vielleicht auch etwas leichter an den einen oder anderen Datensatz.

Müssen Sie sich Sorgen um Ihren Job machen?

Ich glaube nicht. Eigentlich dürfte sich kein Kollege Sorgen um den Job machen. Aus meiner Sicht geht die dpa in Sachen Umzug sehr fair mit den betroffenen Mitarbeitern um.

Für den Dienst RegioData müssen Kunden extra bezahlen. Ist das Projekt für die Agentur ein Erfolg?

Es ist die Frage, wie man Erfolg misst. Wir haben eine Recherchedaktion mit Know-how aufgebaut, von der das ganze Haus profitiert. Aber es ist in Zeiten einer Finanz- und Medienkrise eine große Herausforderung, Zeitungshäuser für neue und innovative Produkte zu begeistern.

Sehen Sie eine Chance, dass sich auch in Deutschland CAR-Abteilungen in anderen Redaktionen etablieren?

Man kann nicht erwarten, dass jedes Medium eine eigene CAR-Abteilung einrichtet so wie die dpa. Das wird der Ausnahmefall bleiben. Im Moment gibt es eine Szene von ungefähr zwanzig deutschen Journalisten, die in diesem Bereich mehr oder weniger aktiv sind. Das sind in der Regel Einzelkämpfer. Aber ich würde mir zumindest wünschen, dass Journalisten ein grundlegendes Verständnis dafür entwickeln, was mit CAR möglich ist, das wäre schon schön. Meine große Hoffnung ist, dass wenigstens die Unternehmen, die sich Qualitätsjournalismus ganz breit auf die Fahnen schreiben und sich als Spitzenreiter in der investigativen Recherche sehen, einen Mitarbeiter ausbilden oder aufnehmen, der ein bisschen was von CAR versteht, um ihre Recherchekapazitäten um eine neue Spielart anzureichern. Damit hätte der deutsche Journalismus schon die nächste Hürde genommen.

Könnte Computer-Assisted Reporting damit aus der Nische herauskommen?

Es wird sicherlich ein kleinerer Fachbereich bleiben und nie Ressortstatus erhal-

ten. Aber ich glaube, dass sich durch die vielen neuen Datenquellen im Internet diese Nische vielleicht verbreitern wird. Es wird sich viel tun. Schauen Sie sich zum Beispiel die Entwicklung der Whistleblower-Webseite Wikileaks in den vergangenen Jahren an. Sie haben unter anderem einen Datensatz tausender Mitglieder der rechtsgerichteten BNP in Großbritannien publiziert. Oder schauen Sie auf die Agrarsubventionsdaten der EU. Die Zahl frei erhältlicher Datensätze wird zunehmen.

Sehen Sie Ihre eigene berufliche Zukunft in dieser Nische?

Der Moment, in dem ich mich wieder etwas umorientiere, wird sicherlich kommen. Ich werde das mit den Daten wohl noch eine Weile machen – und dann schauen wir mal. Ich könnte mir zum Beispiel sehr gut vorstellen, wieder mehr zu schreiben, vielleicht als Korrespondent. Neben dem Daten-Rechercheur steckt eben auch sehr viel Reporter in mir. CAR wird mich aber, wohin der Weg auch führt, begleiten und meine Geschichten mit Daten stützen.

Das wird aber nicht immer ganz leicht sein, wie gerade eine Hamburger Masterarbeit zum Thema CAR gezeigt hat. In Deutschland ist es demnach weitaus schwieriger, an Daten zu gelangen als in den USA. Sie kennen ja beide Mediensysteme. Welche Schwierigkeiten gibt es in Deutschland?

Es stimmt. Deutschland ist, was die Verfügbarkeit von Daten angeht, wesentlich restriktiver als die USA. Die Behörden sind bei weitem nicht so offen. Trotzdem werden hier ähnlich viele Daten erhoben und gespeichert wie in Amerika. Man muss nur einmal in einem deutschen Ministerium anrufen und um Daten bitten. Bei einer Presseanfrage bekommen die Beamten zunächst einen Schreck – und dann lehnen sie meistens erst einmal ab. Hier ist der Datenschutz eben sehr fest verankert, auch in der gesellschaftlichen Mentalität. Daten sind per se immer etwas Geheimes. Das ist in Amerika oft anders.

Aber in Deutschland gibt es doch Informationsfreiheitsgesetze.

Das ist richtig. Und laut diesen Gesetzen haben wir oft einen Anspruch darauf, die Daten zu bekommen. Aber wenn eine Behörde den Antrag ablehnt, dann muss man Widerspruch einlegen und dann gibt es lange Fristen. Wenn ein Ministerium

die Anfrage aussitzen möchten, dann muss das jeweilige Medium klagen und das ist natürlich ein langwieriger und teurer Weg und der scheidet für viele Medien, die eng am Tagesgeschäft orientiert sind, in der Regel aus. Die Amerikaner haben das Informationsfreiheitsgesetz schon seit den sechziger Jahren und in mehr als 40 Jahren Gesetzespraxis hat sich das selbstverständlich schon ganz anders eingespield. In vielen US-Behörden gibt es mittlerweile nicht nur einen Pressesprecher, sondern auch einen Beauftragten, der dafür zuständig ist, Daten herauszugeben. In Deutschland wäre so etwas zumindest momentan noch nicht vorstellbar.

Meinen Sie, dass sich Deutschland auch dahin entwickeln wird?

Ich denke, dass wir schon irgendwann da hinkommen, dass es selbstverständlicher wird, Daten herauszugeben. Aber es wird nie die Ausmaße haben wie in Amerika. Die Amerikaner haben einfach ein anderes Verständnis von Privatsphäre und von der Transparenzpflicht der Regierenden. Beim Sammeln und Veröffentlichenden von Daten sind wir Deutschen aufgrund unserer Geschichte, die im vergangenen Jahrhundert zwei Diktaturen gesehen hat, sicher nicht zu Unrecht recht empfindlich.

Kann man denn dann mit dieser Methode in Deutschland überhaupt investigativ arbeiten?

Das versuchen die wenigen CAR-Journalisten immer wieder zu beweisen. Aber es ist zugegebenermaßen nicht ganz einfach. Wir finden immer mal wieder mit dieser Rechercheform gute Ansätze und haben schon die ein oder andere schöne Geschichte gemacht. Aber es geht eben nicht mit der Einfachheit und der Systematik, wie das in Amerika möglich ist, weil man nur sehr schwer die benötigten Datensätze bekommt.

Haben Sie sich denn für aufwändige investigative Recherchen nicht das falsche Medium ausgesucht?

Auf den ersten Blick ist die dpa natürlich nicht das Medium, bei dem man investigative Recherche erwartet, weil eine Nachrichtenagentur auf sehr schnelle Informationsvermittlung getrimmt ist. Trotzdem hat die dpa als erstes deutsches Medienunternehmen erkannt, welches Potential in CAR steckt und in die Infrastruktur für solche Recherchen investiert. Ich stimme mit den Kritikern überein, die

sich mehr investigativen Journalismus in Deutschland wünschen. Da mangelt es weiterhin an Strukturen. Oft müssen Journalisten, die investigativ sein wollen, dies neben dem Tagesgeschäft tun. Ich habe immer gerne recherchiert und nach kribbeligen Geschichten gesucht. Und das ist bei dpa-RegioData mit Hilfe von CAR möglich.

Das heißt, Sie bleiben auf der Suche nach dem großen Scoop?

Ja, auf jeden Fall – immer.

Lars-Marten Nagel ist Redakteur in der Abteilung dpa-RegioData der DEUTSCHEN PRESSE-AGENTUR in Hamburg. Für den Dienst nutzt er Recherchemethoden des Computer-Assisted Reportings (CAR) und erschließt auf der Basis von statistischen Daten journalistische Themen. Geboren 1980 in Magdeburg, studierte er im Diplom-Studiengang Journalistik an der Universität Leipzig. Ein in das Studium integriertes Volontariat absolvierte er bei der MAGDEBURGER VOLKSSTIMME. Weitere Erfahrungen sammelte er im Rahmen von Praktika unter anderem beim ZDF, dem MDR, bei COX Newspapers (Washington) und im Washingtoner Büro der dpa. Während eines Auslandsjahres als Fulbright Scholar an der Missouri School of Journalism, Columbia, lernte er Grundlagen des CAR kennen. Seine Diplomarbeit, die Arbeitsbedingungen von amerikanischen und deutschen Journalisten vergleicht, ist unter dem Titel „Bedingt ermittlungsbereit“ in der Publikationsreihe des Netzwerks Recherche erschienen (LIT-Verlag). Im September 2007 schloss er sein Studium ab und machte anschließend ein Praktikum im Berliner SPIEGEL-Büro. Seit Mai 2008 ist er fest bei der Nachrichtenagentur dpa in Hamburg angestellt. Das Interview mit Lars-Marten Nagel ist im Dezember 2009 entstanden.

„Das Volontariat war wie ein Traum, der wahr wurde“

Anne Preger, WDR

Sie war auf dem besten Wege, Wissenschaftlerin zu werden. Dann begeisterte sich die Geoökologin Anne Preger für den Journalismus. Im Interview mit Sabrina Staks und



Silvia Waltner erzählt die WDR-Redakteurin, wie sie in den Wissenschaftsjournalismus wechselte und warum sie heute Radio-Nachrichten macht.

Frau Preger, Sie sind Bodenwissenschaftlerin und WDR-Redakteurin. Bohren Sie auch als Journalistin gerne in die Tiefe?

Ja. Als Bodenkundlerin habe ich mich mehr für die Erdoberfläche interessiert. Als Journalistin bohre ich auch gerne tiefer. Mir ist gute Recherche sehr wichtig – auch wenn sie im journalistischen Alltag manchmal schwer umzusetzen ist.

Nach Ihrem Diplom in Geoökologie im Jahr 2004 haben Sie zunächst eine wissenschaftliche Karriere angestrebt und an Forschungsprojekten mitgearbeitet. Wer oder was hat Sie für den Journalismus begeistert?

Angefangen hat alles während des Studiums im Labor. Dort habe ich während meiner Arbeit häufig „Forschung Aktuell“ vom DEUTSCHLANDFUNK gehört. Dabei hat mich vor allem fasziniert, wie viele verschiedene Bereiche Wissenschaftsjournalisten beleuchten. Das war für mich der Köder.

Wie sind Sie bei Ihrem Seitenwechsel vorgegangen?

Erst einmal mit einer Idee: Ich wollte Wissenschaftsjournalistin werden! Und dann

habe ich mich an die gewandt, die die Begeisterung für den Beruf in mir geweckt haben. Also habe ich mich beim DEUTSCHLANDFUNK auf ein wissenschaftsjournalistisches Volontariat beworben und hatte einfach Glück. Ich habe das Volontariat zwar nicht bekommen, aber der DEUTSCHLANDFUNK hat mir ein Praktikum angeboten. Das war der Katalysator, durch den es dann richtig losging.

Sie haben dann zwei Jahre sowohl als Wissenschaftlerin als auch als freie Hörfunkjournalistin für den DEUTSCHLANDFUNK gearbeitet. Warum sind Sie zweigleisig gefahren?

Weil mir beides Freude gemacht hat. Das hat sich direkt nach dem Studium parallel entwickelt. Zum einen hatte ich die Chance, das Praktikum beim DEUTSCHLANDFUNK zu machen. Zeitgleich bekam ich die Möglichkeit, als wissenschaftliche Mitarbeiterin zu arbeiten und in einem spannenden Projekt zu promovieren. Die Forschungsarbeit hat mir immer auch bei meinem Job als Journalistin geholfen. Schließlich habe einen relativ tiefen Einblick in den Alltag einer Forscherin bekommen. Die ursprüngliche Idee war natürlich auch, die Promotion abzuschließen. Es gab dann allerdings einen sehr guten Grund, dies nicht zu tun.

Welchen?

Das Volontariat beim WDR.

Was sprach für den WDR?

Alles! Die Ausbildung ist exzellent, es ist zum Beispiel ganz selbstverständlich, dass man für Hörfunk, Fernsehen und Online arbeitet und in allen drei Medien sehr gut geschult wird. Außerdem bin ich mit dem WDR groß geworden.

Wollten Sie unbedingt zum öffentlich-rechtlichen Rundfunk oder hätten Sie auch ein Volontariat beim Privatfunk gemacht?

Für mich war das WDR-Volontariat wirklich wie ein Traum, der wahr wurde. Ich hatte nicht damit gerechnet, mich in diesem langen Bewerbungsverfahren durchzusetzen. Ich habe mich nicht parallel bei privaten Anbietern beworben. Wenn es beim ersten Anlauf beim WDR nicht geklappt hätte, hätte ich eher zu Ende pro-

moviert – und es wieder versucht. Mir ist es wichtig, substanziellen Hintergrund-Journalismus zu machen. Und aus meiner Sicht ist das bei den Privaten deutlich schwerer möglich. Insofern bin ich bis heute ein öffentlich-rechtliches Gewächs.

Glauben Sie, dass Ihre wissenschaftlichen Kenntnisse und Ihre zweijährige Tätigkeit als freie Hörfunkjournalistin Ihnen bei der Bewerbung um das Volontariat beim WDR geholfen haben?

Ich glaube, dass das klare Profil, das ich hatte, schon ein Kriterium war, warum ich als Bewerberin interessant war. Meine Spezialisierung hat wahrscheinlich ausgeglichen, dass ich im Vergleich zu vielen anderen Volontariatsbewerbern immer noch sehr wenig Berufserfahrung hatte.

Wie kann man sich das vorstellen: Man bekommt die Zusage für das Volontariat beim WDR, dann durchläuft jeder Volontär ein gewisse Anzahl von Stationen. Konnten Sie da Wünsche äußern?

Ja. Es gibt aber auch Stationen, die jeder Volontär absolvieren muss – dazu gehört zum Beispiel ein Regionalstudio. Man sollte außerdem sowohl TV- als auch Hörfunk-Redaktionen einplanen. Und wenn es irgendwie passt, auch eine Online-Redaktion. Für mich waren neben den Wissenschaftsredaktionen auch die Wirtschaftsredaktionen besonders spannend.

Nach Ihrem Volontariat haben Sie ein Jahr lang in der Redaktion des Fernseh-Wissenschaftsmagazins „Quarks & Co.“ gearbeitet. War der Vertrag von vorne herein begrenzt?

Ja, der WDR versucht seit einigen Jahren wieder verstärkt, seine Volontäre im Haus zu halten. Deswegen gibt es für Volontäre Jahresverträge. Darüber lief bei mir und vielen anderen der Einstieg ins Redakteurs-Dasein.

Was war für Sie das Besondere bei „Quarks & Co.“?

Es ist sehr spannend, ein Hochglanzprodukt wie „Quarks & Co.“ entstehen zu lassen. Von der ersten Idee bis hin zur fertigen Sendung. Bei Quarks setzt in den meisten Fällen nur die Kreativität der Beteiligten das Limit: Das Budget und das

Produktions-Know-how im Haus lassen einem sehr große Spielräume, ganz besondere Ideen umzusetzen. Entsprechend hoch motiviert gehen Redakteure, Autoren und die Kollegen aus den technischen Bereichen ans Werk.

Was haben Sie als „Quarks & Co.“-Redakteurin konkret gemacht?

Als Quarks-Redakteurin war ich für komplette Sendungen verantwortlich. Es ist so üblich, dass eine Redakteurin immer eine Sendung allein betreut. Das bedeutet im Groben: Sendungskonzept mit Autoren erarbeiten, TV-Beiträge und Internettexte betreuen, Drehbuch schreiben, mit dem Moderator und dem Studioteam die Sendung aufzeichnen. Ich habe aber auch die Chance genutzt, als Autorin für die Sendung einer Kollegin zu arbeiten. Das Besondere an „Quarks & Co.“ im Vergleich zu anderen Wissenschaftsformaten ist, dass es eine monothematische Magazin-Sendung ist. Das bedeutet 45 Minuten Zeit, ganz viele Informationen zu einem Thema unterzubringen – aber auch 45 Minuten lang die Verpflichtung, Zuschauer zu interessieren, zu faszinieren und zu berühren. Die Herausforderung besteht darin, einen Spannungsbogen dieser Länge zu halten – das ist nicht so einfach, denn der wird bei Quarks durch die Magazinstruktur immer wieder durch den Wechsel aus Studio und Einspielfilmen aufgebrochen. Das Jahr bei „Quarks & Co.“ war toll und hat sich stark unterschieden von dem, was ich vorher und nachher in anderen Redaktionen gemacht habe.

Welche Voraussetzungen sollte ein angehender Wissenschaftsjournalist mitbringen?

Neugier und Mut! Dazu gehört es auch, hartnäckig nachzufragen – so lange, bis man auch einen komplizierten Zusammenhang wirklich verstanden hat. Nur dann kann man Sachverhalte richtig vereinfacht darstellen. Guter Wissenschaftsjournalismus hat auch viel mit Kreativität zu tun. Zuschauer und Zuhörer erinnern sich viel eher an unkonventionelle, aber einleuchtende Erklärungen. Auch das hat wieder etwas mit Mut zu tun, denn im ersten Augenblick empfinden Experten manche Ideen als unangemessen oder als zu kindisch. Man sollte wirklich immer den Ehrgeiz haben, so verständlich wie möglich zu sein. Und man sollte das Ziel haben, spannende Geschichten zu erzählen. Das bedeutet auch, Gefühle zu vermitteln. Sicherlich etwas, was einem beim Thema Wissenschaftsjournalismus nicht als Erstes einfällt, aber ich glaube, Wissenschaftsjournalismus funktioniert nur dann gut, wenn er nicht nur den Kopf anspricht, sondern auch den Bauch.

Sollen Wissenschaftsjournalisten auch Ratgeber sein?

Ja. Wir befinden uns in einer Welt, in der Menschen selbstverständlich mit Technologie umgehen, die sie nicht verstehen. Das geht mir ja auch so. Ich weiß nicht, wie genau mein Handy im Detail funktioniert. Eine Aufgabe von Wissenschaftsjournalismus ist es, Menschen Orientierungshilfen zu geben, und relevante Informationen von unwichtigen zu trennen. Konkretes Beispiel: Soll eine Mutter drei Euro mehr für den Schnuller von Firma A ausgeben, weil da angeblich eine bestimmte Chemikalie nicht drin ist – oder kauft sie einfach den Schnuller von Firma B, weil der günstiger ist? Wie gefährlich ist der Schadstoff überhaupt? In so einem Fall kann Wissenschaftsjournalismus gleichzeitig Verbraucherjournalismus sein. Dabei ist es auch die Aufgabe von Wissenschaftsjournalisten, zu prüfen, wie hoch die Qualität von Studien ist, das heißt wie zuverlässig die Ergebnisse sind. Wissenschaftsjournalismus kann aber auch einfach faszinieren, nicht jedes Stück muss einen konkreten Nutzwert haben.

Mir persönlich ist es wichtig, eine Frage im Kopf der Menschen zu erzeugen, die sie vorher nicht hatten. Und wenn man es dann noch schafft, bei der Beantwortung der Frage nicht wie ein Oberlehrer zu wirken, sondern eine spannende Geschichte erzählt – dann ist das echt toll.

Welche Parallelen gibt es zwischen Ihrer journalistischen Tätigkeit und der wissenschaftlichen Denk- und Herangehensweise?

Parallelen gibt es in der Art und Weise, wie ich mit Informationen umgehe. Ich lese Texte, Agenturen oder Zeitungsartikel und hinterfrage die Dinge. Unter welchen Bedingungen stimmt diese Aussage und unter welchen ist sie vielleicht falsch? Es gibt aber natürlich auch Unterschiede: Als Wissenschaftler liegt die Befriedigung ja darin, Erkenntnisfortschritt zu bringen. Als Journalist liegt die Befriedigung hingegen nicht nur darin, dem Zuhörer oder Zuschauer etwas aufzuzeigen, was er vorher noch nicht wusste, sondern sogar bei Leuten, die sich in einem Thema auskennen, Begeisterung hervorzurufen. Und wenn sie nur sagen: Das wusste ich schon, aber so schön hat es mir noch keiner erklärt!

Ist der Wissenschaftsjournalismus eigentlich eher eine Männerdomäne?

Ich erlebe diesen Bereich schon als sehr männlich. Denn die Experten sind zum

Großteil männlich, ebenso wie viele Autoren – und dann sind auch noch die meisten Moderatoren männlich. Ich sehe das als Chance für Frauen.

Haben Frauen einen besonderen Blick auf wissenschaftliche Themen?

Ich bin mir nicht sicher, ob Frauen eine spezifische Sicht auf den Wissenschaftsjournalismus haben. Aber ich finde, um alte Muster der Marke „Männer strahlen mehr Kompetenz aus“ zu durchbrechen, sollte es mehr Frauen im Wissenschaftsjournalismus geben. Experten kann man sich hingegen natürlich nicht backen. Wenn die Koryphäe in einem Gebiet ein Mann ist, ist das nun mal so.

Wir haben jetzt lange über Wissenschaftsjournalismus gesprochen. Sie machen allerdings mittlerweile etwas anderes im WDR. Nach Ihrer Zeit bei „Quarks & Co“ sind Sie zu den Hörfunknachrichten gewechselt. Wie kam es dazu?

Ich wollte einfach auch mal im aktuellen Programm arbeiten. Das habe ich immer als eine Herausforderung gesehen. Und dann gab es die Chance, genau das im Radio zu tun. Da habe ich zugegriffen.

Aber den Wissenschaftsjournalismus haben Sie dafür vorerst aufgegeben.

Ja und Nein. Natürlich kommen viele Themen in einer Nachrichtenredaktion aus den Bereichen Politik, Wirtschaft oder Sport. Doch häufig greifen wir auch wissenschaftliche Themen auf – sei es bei der Schweinegrippe, bei neuen klinischen Studien zu Medikamenten oder bei den Meldungen rund um den Klimawandel. Viele unserer Debatten basieren auf wissenschaftlichen Erkenntnissen – da ist es kein Nachteil, sich damit auszukennen!

Sie machen aktuell Nachrichten für die Sender WDR 2, WDR 3, WDR 4 und WDR 5.

Genau. Das ist ein Teil meines Jobs. Außerdem arbeite ich für die Programmgruppe „Politik und Zeitgeschehen“. Die ist für tagesaktuelle Magazine und Kommentarplätze in verschiedenen WDR-Hörfunkwellen verantwortlich. Dort moderiere ich auch. Wenn ich Redakteurin vom Dienst bin, plane ich tagesaktuelle Magazine.

Sie arbeiten derzeit mit einem befristeten Redakteursvertrag. Wollen Sie auch weiterhin in der Nachrichtenredaktion arbeiten?

Mir macht es keine Angst, einen befristeten Vertrag zu haben, sondern es gibt mir die Chance, in mich hinein zu hören. Wenn es die Möglichkeit gäbe, in der Form weiterzuarbeiten wie bisher, dann wäre das auf jeden Fall eine tolle Chance. Mir macht die Arbeit als WDR-Hörfunk-Redakteurin viel Freude, jeden Tag aufs Neue. Aber auch die Arbeit als freie Autorin birgt neue Möglichkeiten. Natürlich steigt der Adrenalinspiegel, wenn man den Einstieg in die Selbständigkeit wagt und allein von Aufträgen lebt, aber ich würde vor allem den Spaß und die Möglichkeiten daran sehen.

Welche zum Beispiel?

Ich würde unglaublich gerne noch mal als Journalistin ins Ausland gehen, als Autorin längere Stücke machen und könnte für verschiedene Redaktionen arbeiten. Ich hätte die Chance, freier zu bestimmen, wann ich wie viel arbeitete.

Das freiberufliche Arbeiten hat aber doch auch Schattenseiten.

Das stimmt. Wenn man als Freie arbeitet, kann man sich sehr viel schlechter den „Luxus“ erlauben, krank zu sein. Man muss auch damit zurechtkommen, dass das Geld nicht von allein fließt, sondern nur, wenn man eine bestimmte Leistung erbracht hat. Und das hängt natürlich nicht nur von der eigenen Arbeitswilligkeit ab, sondern auch davon, wie oft die Redaktionen einen beschäftigen. Frei hört sich schön an, aber selbstständig ist das passendere Wort.

Ist der WDR für Freie ein verlässlicher Auftraggeber?

Ja, nach meinem Eindruck schon. Der WDR kümmert sich sehr um seine Freien. Viele Redaktionen wissen ja, dass sie ohne freie Mitarbeiter ihr Programm nicht stemmen können. Gleichzeitig hat der WDR aber natürlich ein Interesse daran, nicht bloß Leute zu versorgen, sondern ein gutes Programm zu bieten. Dazu beizutragen, ist die Anforderung an die Freien. In den Redaktionen, in denen ich bislang war, haben feste Redakteure und freie Autoren und Moderatoren meist ein sehr gutes Verhältnis zueinander. Sie ziehen an einem Strang. Das zeigt sich auch

daran, dass auch viele Freie sich sehr stark mit dem Sender und dem Programm, das sie machen, identifizieren.

Nehmen wir an, Sie stehen bald ganz konkret vor der Entscheidung – fest oder frei? Welchen Stellenwert hat dann Ihr Wunsch, ins Ausland zu gehen?

Ich weiß, dass ich gerne noch einmal im Ausland arbeiten würde, vielleicht im englischsprachigen Raum oder in Schweden. Deshalb kann ich mir gut vorstellen, als freie Journalistin zu arbeiten. Sollte es aber ein spannendes Angebot beim WDR geben, weiter als Redakteurin zu arbeiten, finde ich das auch reizvoll. Schließlich gibt es ja auch Möglichkeiten, als Feste für eine gewisse Zeit ins Ausland zu gehen. Egal, was kommt, ich freue mich drauf!

Anne Preger, 1979 in Dortmund geboren, ist Redakteurin beim WDR in Köln. Sie macht Nachrichten für die Radiosender WDR 2, WDR 3, WDR 4 und WDR 5 und arbeitet in der Hörfunk-Programmgruppe „Politik und Zeitgeschehen“. Nach ihrem Studium der Geoökologie in Braunschweig, Uppsala (Schweden) und Bayreuth war sie im Sommer 2004 im Rahmen eines Biodiversitäts-Forschungsprojekts des Bundesministeriums für Bildung und Forschung als wissenschaftliche Mitarbeiterin in Namibia unterwegs. Von Dezember 2004 bis März 2007 arbeitete Anne Preger als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem DFG-Forschungsprojekt im Bereich Bodenwissenschaften an der Universität Bonn und verbrachte mehrere Monate forschend in Südafrika. Parallel zu ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit absolvierte sie Anfang 2005 ein Praktikum beim DEUTSCHLANDFUNK, für den sie anschließend bis zu ihrem WDR-Volontariat 2007/2008 als freie Hörfunk-Journalistin tätig war. Nach dem Volontariat folgte eine einjährige Tätigkeit als Fernseh-Redakteurin bei der WDR-Wissenschaftssendung „Quarks & Co.“. Seit Oktober 2009 ist sie für den WDR-Hörfunk tätig. Das Interview mit Anne Preger ist im Wintersemester 2009/2010 an der Universität Hamburg entstanden.

„Viele regen sich ja über ihren Chef auf – ich hätte gerne einen Chef“

Christine Pander, Freie Journalistin, Stuttgart

Es war nie ihr Ziel, sich als Journalistin selbständig zu machen. Aber als das Volontariat bei der STUTTGARTER ZEITUNG zu Ende ging, blieb Christine Pander



keine andere Wahl. Im Interview mit Gregor Haschnik spricht die freie Journalistin über diesen Schritt und ihre Erfahrungen im Volontariat.

Frau Pander, Sie haben vor und während Ihres Studiums journalistische Erfahrungen bei der FAZ, der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG und beim ZDF gesammelt. Nach ihrem Abschluss haben Sie dann ein Volontariat bei einer Regionalzeitung gemacht, der STUTTGARTER ZEITUNG. Man könnte dies als Rückschritt deuten, zumal es folgende Vorstellung gibt: Volontäre von Regionalzeitungen hecheln zu den immer gleichen Terminen – zu Vereinsstichungen, Spatenstichen, Jubiläen ...

Mein Volontariat bei der STUTTGARTER ZEITUNG habe ich nie als Rückschritt gesehen. Zunächst einmal ist die Stuttgarter Zeitung eine seriöse Qualitätszeitung – mit dem Anspruch, neben einer guten regionalen und lokalen auch eine gute überregionale Berichterstattung zu bieten. Schließlich hat die StZ neben dem Hauptstadtbüro in Berlin Korrespondenten auf der ganzen Welt. Und im Lokalen und Regionalen werden ausschließlich relevante Themen aufgegriffen. Den Hasenzuchtverein bedient die StZ beispielsweise nicht. Das Erscheinungsbild ist sehr elegant, das Produkt eine Marke. Ich kann mich sehr gut damit identifizieren.

Haben Sie sich denn auch bei anderen Zeitungen für ein Volontariat beworben?

Ja, und bevor ich mich beworben habe, habe ich eine Rangliste von Medien erstellt, bei denen ich gerne meine Ausbildung machen wollte. Neben der Deutschen Journalistenschule in München und der Axel-Springer-Akademie in Berlin standen auch die SÜDDEUTSCHE ZEITUNG und die STUTTGARTER ZEITUNG auf meiner Liste. Weiter unten in der Rangliste standen kleinere, aber ebenfalls gute und seriöse Zeitungen. Bei der SZ hat es leider nicht geklappt und auch von der STUTTGARTER ZEITUNG habe ich lange nichts gehört. Zwischenzeitlich hatte ich auch eine Zusage für ein Volontariat bei einer anderen Tageszeitung. Dass es dann doch in Stuttgart geklappt hat, hat mich sehr gefreut. Schließlich komme ich auch aus der Region.

War das – im Rückblick – die richtige Entscheidung?

Ja, absolut. Mein Volontariat hatte den Vorteil, dass ich vom ersten bis zum letzten Tag intensiv das Produkt mitgestalten konnte: zu Terminen gehen, recherchieren, schreiben, eigene Themenideen einbringen – zwei Jahre lang, in allen großen Ressorts. Ich glaube, bei einem noch prominenteren Medium wäre die Gefahr, zuzuschauen zu müssen, sicherlich größer gewesen. Obwohl es natürlich auch bei der STUTTGARTER ZEITUNG Edelfedern und hervorragende Kommentatoren gibt, an denen man nur schwer vorbeikommt. Aber grundsätzlich kann man sich als Volontär bei einer Regionalzeitung sehr gut einbringen.

Und wie sieht es mit dem theoretischen Rüstzeug aus?

Das bekommt man ebenfalls: zum Beispiel über die Seminare, die das Volontariat begleiten. Besonders wertvoll sind aber die Erfahrungen, die man beim Blattmachen sammelt: Während des Volontariats entwickelt man sich nicht nur als Autor, sondern auch als Seitenproduzent. Man bekommt ein Gespür für die Gewichtung von Themen, fürs Layout, für Bilder, für Überschriften sowie fürs Redigieren fremder Texte und dem Umgang mit freien Autoren. Ich habe da sehr viel von den erfahrenen Kollegen gelernt und profitiert.

Wäre der Besuch einer Journalistenschule nicht trotzdem die bessere Alternative gewesen? Die Seminare dort halten ausgezeichnete Journalisten; ihre Praktika absolvieren die Schüler ausschließlich bei Top-Adressen. Hinzu kommen die wertvollen Kontakte, die sie an der Journalistenschule knüpfen.

Ich habe mich während des Studiums in München dreimal bei der Deutschen Journalistenschule beworben – bis zur Endrunde bin ich jedes Mal gekommen. Geklappt hat es nicht. Nach der Magisterprüfung wollte ich dann arbeiten, angestellt sein, ein Volontariat machen. Viele Journalistenschüler bekommen heutzutage auch nicht sofort eine Festanstellung. Außerdem: Wenn man Glück hat, schafft man es auch als Praktikant während des Studiums zu diesen „Top-Adressen“. Das kann man sich auch selbst ermöglichen, wenn man sich reinhängt. Was man dann daraus macht, liegt ja wiederum an einem selbst.

Viele Tageszeitungsredakteure arbeiten bis zum Anschlag – und haben doch bestimmt keine Zeit, um sich ausgiebig mit Volontären zu befassen. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Weitergabe von Wissen dabei auf der Strecke bleibt, ist hoch. Und einen Text noch einmal komplett neu zu schreiben oder tagelang daran zu feilen, ist bestimmt auch kaum möglich, oder?

Wie stark man von einem Volontariat profitiert, hängt wiederum in erster Linie von einem selbst ab. Eine der wichtigsten Tugenden ist Eigeninitiative. Das gilt auch in Sachen Feedback: Wer möchte, dass seine Texte konstruktiv kritisiert werden, muss dies einfordern, immer wieder. Von alleine passiert das selten. Das liegt nicht am Desinteresse des Umfelds, sondern daran, dass die Redakteure fast immer bis zum Anschlag beschäftigt sind. Also muss man in einer freien Minute zu ihnen gehen und fragen: Wie könnte ich meinen Text besser machen? Und es kam dann eigentlich immer konstruktive Kritik. Was den Zeitdruck beim Verfassen der Texte angeht: Auch das macht den hohen Lerneffekt eines Volontariats aus – die Herausforderung, einen Artikel innerhalb von wenigen Stunden zu recherchieren, zu schreiben und zu redigieren. Das ist stressig, macht aber ungemein fit in journalistischer Hinsicht. Eine tagesaktuelle Geschichte noch einmal komplett umzuschreiben, ist in der Tat fast unmöglich, aber normalerweise auch nicht nötig. Das liegt einerseits daran, dass erfahrene Redakteure schnell und gut redigieren können, andererseits daran, dass heutzutage nur noch diejenigen Volontariate bekommen, die journalistisch schon relativ fit

sind und über viel Erfahrung als Praktikanten und freie Mitarbeiter verfügen. Außerdem habe ich als Volontärin den Luxus erlebt, trotz der Arbeit in einer tagesaktuellen Redaktion für große Geschichten auch mal länger recherchieren zu können.

Haben Sie insgesamt genug Feedback bekommen?

Wie gesagt: Oft gab es keine große Anleitung oder Rückmeldung für Geschichten – es sei denn, ich habe sie eingefordert. Aber das würde ich nicht unbedingt nur als Nachteil sehen, eher im Gegenteil: Dadurch bin ich hartnäckiger geworden und habe gelernt, eigenverantwortlich zu arbeiten. Ich habe gelernt, selbst zu beurteilen, wie ich an einen Artikel herangehen muss, wann er druckreif ist. Außerdem gab es für uns Volontäre einmal im Monat „Frühstück und Kritik“. Da haben wir uns mit einem Kollegen unserer Wahl getroffen, etwa mit einem Reporter oder einem Glossenschreiber, und mit ihm darüber gesprochen, wie wir unsere Reportagen oder Artikel verbessern können. Dass es während der Ausbildung auch anders laufen kann, habe ich während meiner Volo-Seminare außer Haus erfahren: Dort haben mir Volontäre anderer Zeitungen erzählt, dass sie fast ausschließlich mit Blattmachen beschäftigt sind. Man darf sich da keine Illusionen machen: Bei manchen Tageszeitungen sind Volontäre nicht viel mehr als billige Arbeitskräfte.

Sie hatten als Volontärin eine andere Rolle?

Ja, ich hatte das Glück, dass ich bereits nach kurzer Zeit unter Beweis stellen durfte, dass ich eigenverantwortlich arbeiten kann. Durch die Schwangerschaft einer Kollegin bekam ich die Chance, relativ bald die Computerseite zu betreuen. Später hatte ich die Möglichkeit, bei einem neuen Online-Projekt, der Geschichtswerkstatt „Von Zeit zu Zeit“, mitzuarbeiten. Die Entwicklung und Konzeption mitzuerleben, war arbeitsintensiv, aber auch sehr spannend. Gegen Ende des Volontariats habe ich dann die damals wöchentlich erscheinende Verbraucherseite betreut. Dabei konnte ich zeigen, dass ich selbständig Seiten planen und layouts kann, dass ich freie Autoren betreuen und auch selbst schreiben kann, dass man sich auf mich verlassen und mir vertrauen kann.

Wie sind Sie als junge Journalistin mit so viel Verantwortung klargekommen?

Am Anfang war ich natürlich furchtbar nervös. Die Verbraucherseite ist am Montag erschienen, am Freitag habe ich sie mit nach Hause genommen und am Wochenende noch einmal geprüft, ob nicht doch noch irgendwo ein Fehler drinsteckt, ob auch wirklich alle Abstände zwischen Artikel und Fotos stimmen. Die Verantwortung war groß, und das habe ich auch gespürt. Doch die Nervosität hat sich mit der Zeit gelegt. Und es gibt schon auch einen gewissen Kick.

Nicht jedem Volontär wird so viel Verantwortung übertragen ...

Das mag sein. Ich kann aber allen Volontären nur raten, sich so gut, so oft und so eigenständig wie nur irgendwie möglich einzubringen. Gut schreiben können fast alle Volontäre. Es kommt darauf an, immer wieder positiv auf sich aufmerksam zu machen. Daher habe ich in jedem der Ressorts versucht, das Maximum herauszuholen. Ich habe immer wieder eigene Themenvorschläge gemacht, jede Geschichte intensiv recherchiert und mich auch bei Themen durchgebissen, die mir bis dahin fremd waren.

Wie haben Sie sich im Umgang mit Kollegen verhalten?

Eine Tageszeitungsredaktion ist wie jede andere Redaktion von Hierarchien geprägt. Es kommt natürlich darauf an, gut mit den Vorgesetzten klarzukommen, insbesondere mit den Ressortleitern. Dabei muss man einen Spagat schaffen: Einerseits darf man nicht zu selbstbewusst, andererseits aber auch nicht zu unterwürfig sein - was gar nicht so einfach ist. Denn wenn ich außerhalb der Redaktion Termine wahrnehme oder Interviews führe, muss ich sehr selbstbewusst auftreten. In der Redaktion hingegen ist klar, wer die Chefs sind. Man sollte sich als Volontär deshalb der Tatsache bewusst sein, dass man der Azubi ist – und dass in einer nicht gerade zart besaiteten Branche. Es kam schon mal vor, dass ich für Geschichten, in die ich sehr viel Arbeit und Leidenschaft investiert habe, überhaupt kein Feedback bekommen habe. Das darf einen dann nicht entmutigen.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Ich habe einmal eine ganze Seite zum Thema „Junge Elite“ gemacht. Neben einem

Interview mit einer Sachbuch-Autorin habe ich Elite-Studenten aus ganz unterschiedlichen Fachrichtungen gesucht, sie porträtiert und einen längeren Kommentar zum Thema geschrieben. Die Produktion war mit viel Arbeit verbunden. Allein die Studenten zu finden, die bereit waren, öffentlich und selbstreflektiert Auskunft zu geben über ihr Leben, war sehr schwierig. Kurz bevor die Seite veröffentlicht wurde, dachte ich: Das ist der Hammer. Mein erster sinnvoller Kommentar, den ich da geschrieben habe. Aber: Nach der Veröffentlichung gab es seitens der Redaktion zunächst keine Resonanz. Gesprochen hatte ich nur mit meinem Ressortleiter über die Geschichte. Und ich habe mich gefragt: Interessiert das keinen? Oder finden die das doof? Erst zwei Wochen später kam ich durch Zufall mit einem sehr geschätzten und erfahrenen Kollegen auf meine Elite-Seite zu sprechen. Er fand sie gut – was mich natürlich stolz gemacht hat.

Wie haben Sie sich gefühlt, als Sie nach dem Volontariat keine feste Stelle bei der STUTTGARTER ZEITUNG bekommen haben?

Das war ein Rückschlag, akzeptieren zu müssen, dass das Ganze nicht in einer Festanstellung münden würde. Es ist nie mein Ziel gewesen, mich als Journalistin selbständig zu machen. Aber ich hatte einfach keine andere Wahl. Meinem Naturell entspricht es eher, eine Festanstellung und eine gewisse Sicherheit zu haben. Viele regen sich ja über ihren Chef auf – ich hätte eigentlich gerne einen Chef, eine Vollzeitstelle, ein festes Gehalt, feste Urlaubstage. Und – eben diese vermeintliche Sicherheit.

Wie sieht Ihre Woche als freie Journalistin heute aus?

An durchschnittlich drei Tagen in der Woche arbeite ich als Pauschalistin für die STUTTGARTER ZEITUNG. Seit dem Relaunch vor ungefähr einem Jahr gibt es die wöchentliche Verbraucherseite als Spezialseite in dieser Form nicht mehr. Die Themen wurden aber erhalten und in die Wissenschaftsredaktion integriert. Der dortige Ressortleiter hat mir die Chance gegeben, mich in die Themen der Wissenschaft einzuarbeiten. Das ist ein Riesenglück, das Feld ist sehr spannend. Außerdem betreue ich das Projekt „Zeitung in der Schule“ und eine Seite für junge Nachwuchsautoren, die „Jungen Reporter“. An den StZ-freien Tagen schreibe ich auch für andere Zeitungen, etwa für den Berliner TAGESSPIEGEL oder kleinere

Magazine. Ein paar Monate lang habe ich auch die Online-Berichterstattung für die ARD zur Daily-Soap „Eine für alle – Frauen können’s besser“ gemacht, die dann leider nach 100 Folgen abgesetzt wurde. Außerdem nutze ich mein Dasein als Freie und promoviere im Fach Ethnologie.

Das ist ja eine ganz Menge. Gibt es einen Tag, an dem Sie gar nichts machen?

Eher selten. Die Taktung ist sehr hoch. Wenn ich nichts mache, habe ich relativ schnell ein schlechtes Gewissen. Auf Dauer ist das manchmal anstrengend.

Wie schnell könnte dieser freie Pauschalisten-Status bei der STUTTGARTER ZEITUNG gekündigt werden?

Wie bei vielen Pauschalistenverträgen üblich kann das sehr schnell gehen. Dessen bin ich mir auch immer bewusst.

Und wie lebt es sich damit?

Am Anfang war das sehr schwierig für mich. Ich habe mich sehr stark unter Druck gesetzt. Ich dachte: Du darfst keinen Urlaub machen, du darfst nicht krank werden. Freie Tage sind Tage, an denen ich kein Geld verdiene. Deshalb habe ich im ersten Jahr auch keinen Urlaub gemacht. Gegen Ende des ersten Jahres hat sich das dann prompt gerächt: Ich war zwei Wochen krank, ohne Verdienst. Das war dann quasi mein erster Urlaub als Freie. Ich weiß, dass ich darauf achten muss, mir selbst diese Freiräume und Erholungsphasen zu schaffen. Und außerdem: Das ganze Konstrukt als Freie bietet ja tatsächlich auch Chancen und Vorteile.

Welche denn?

Zum einen kann ich als selbständige Journalistin nebenbei promovieren. Mit dem Geld, das ich als Journalistin verdiene, kann ich versuchen, mir meine Promotion zu finanzieren. Außerdem kann ich mir Auftraggeber suchen, die ich spannend finde. Was nun gerade in diesen Zeiten zwar nicht einfach ist, einem aber dennoch das Gefühl der Selbstbestimmtheit vermittelt. Außerdem hätte ich auch als festangestellte Jungredakteurin keine absolute Planungssicherheit. Die meisten Redakteursverträge sind heutzutage erst einmal befristet. Als junge Frau – unver-

heiratet, ohne Kinder – säße ich sowieso schnell auf der Straße, wenn eine Redaktion Stellen abbauen müsste. Sicherheit ist wie gesagt immer relativ.

Wie sehen Sie der Zukunft entgegen?

Überwiegend positiv, auch wenn Zukunftsängste unterschwellig immer da sind – alles andere wäre in die eigene Tasche gelogen. Aber die journalistische Tätigkeit an sich ist genau das Richtige für mich. Das zu wissen, ist sehr wichtig und motiviert. Ich sehe die Selbständigkeit im Moment entspannter, auch wenn mir bei manchen Themen wie Versicherungen für Selbständige, Umsatzsteuervoranmeldungen und dem anderen bürokratischen Zeug manchmal immer noch die Haare zu Berge stehen.

Christine Pander ist freie Mitarbeiterin bei der STUTTGARTER ZEITUNG, wo sie hauptsächlich für die Seite „Entdecken“ (Wissenschaft) schreibt. Außerdem betreut sie das Projekt „Zeitung in der Schule“ und die monatliche Seite „Junge Reporter.“ Darüber hinaus schreibt sie für diverse andere Medien wie den TAGESSPIEGEL. Sie wurde 1979 auf der Ostalb geboren und studierte Europäische Ethnologie und Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Während ihres Studiums absolvierte sie mehrere Praktika, unter anderem bei der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG, beim ZDF, der FAZ und beim BAYERISCHEN RUNDFUNK. Nach dem Studium volontierte sie bei der STUTTGARTER ZEITUNG. Neben ihrer Tätigkeit als freie Journalistin promoviert Christine Pander im Fach Ethnologie über die Erfahrungen deutscher Auslandsentsandter nach ihrer Rückkehr in die Heimat. Das Interview mit Christine Pander ist im Wintersemester 2009/2010 entstanden.

Der Kampf ums Volontariat

| Germany's next Top-Volontär

Das Protokoll eines Bewerbungsmarathons.

Aufgezeichnet von einer Bewerberin, die ihren Namen über der Chronik des ganz normalen Scheiterns nicht lesen möchte.

„Tut mir leid, ich habe heute leider kein Foto für dich.“ Immer wieder wirft irgendwer diesen Satz in die Runde. So wie Heidi Klum, wenn bei Germany's Next Topmodel ein Mädchen ausscheiden muss. Immer wieder bricht Gelächter aus. Aber nur kurz. Denn wir sind eigentlich Konkurrenten. Wir wollen ein Volontariat bei einem öffentlich-rechtlichen Sender und haben es in die vorletzte Runde geschafft. Jetzt warten wir, so wie die Kandidaten bei den Castingshows im Fernsehen warten. Die Entscheidung, ob wir in der Endrunde sind, steht kurz bevor.

Seit eineinhalb Jahren bewerbe ich mich um das, was als Königsweg in den Journalismus bezeichnet wird – das Volontariat. Und tatsächlich scheint es nur den Königlichen unter uns vorbehalten, denn ich bewerbe mich seit eineinhalb Jahren – ohne Erfolg. Nun ja, nicht ganz erfolglos, denn immerhin habe ich es in diesem Jahr im Alter von 25 in die Finalrunde der DEUTSCHEN WELLE geschafft. Von den jährlich knapp 500 Bewerbern sind die Top 30 nach Bonn eingeladen. Und ich bin eine davon. Wenn ich Glück habe, bin ich nach der Endrunde unter den acht Auserwählten, die einen Volo-Platz bekommen.

Die letzten drei Jahre hätten sich damit ausgezahlt. Drei Jahre Vorarbeit waren nötig, um mich überhaupt für die Ausbildung bewerben zu können. Denn so viel Zeit braucht man, um im Grunde die Voraussetzungen zu erfüllen, die man heutzutage von den Volontären in spe erwartet. Ohne praktische Erfahrungen beim WDR, bei RTL, bei der FINANCIAL TIMES DEUTSCHLAND und bei mehreren Online-Redaktionen von Gruner + Jahr, die ich vorweisen kann, hätte ich wohl noch nicht einmal die erste Runde überstanden.

Präsentieren und Profilieren

Auf dieser Stufe, der Stufe der Voraussetzungen, sibt die DEUTSCHE WELLE schon etwa drei Viertel der rund 500 Bewerber aus. Das restliche Viertel darf eine Reportage zu einem vorgegebenen Thema einreichen. So machen es im Grunde alle Öffentlich-Rechtlichen. Und auch die Journalistenschulen. Bewirbt man sich also bei allen ARD-Sendern – und das tut man, wenn man seine Chancen auf ein Volontariat realistisch einschätzt –, dann muss man im Zweifel so an die zehn verschiedene Reportagen einreichen und das meist ziemlich zeitgleich. Neben dem parallel laufenden Studium ist das schon eine logistische Herausforderung, die man sich glatt unter „Besondere Fähigkeiten“ in seinem Lebenslauf notieren könnte.

Mein Rechner kann mittlerweile mit unveröffentlichten Reportagen unter anderem über eine Roncalli-Artistin, einen Urban Explorer, einen Nachtbusfahrer oder einen fliegenden Händler angeben. Alle liegen sie fein säuberlich in den dafür angelegten Ordnern: Bewerbungen, Volos: NDR; Bewerbungen, Volos: WDR; Bewerbungen, Volos: DW. Die DEUTSCHE WELLE mochte meine Reportage über einen Fotografen, der den Verfall verlassener Gebäude dokumentiert. Mit ihm bin ich in ein seit fünf Jahren leer stehendes Krankenhaus eingestiegen.

Und so habe ich es jetzt bis nach Bonn geschafft. Damit fängt das Casting so richtig an. Zwei Tage lang wird man getestet und am Ende wird entschieden, wer auch noch den dritten Tag bleiben und sich in einem persönlichen Gespräch mit der Jury beweisen darf. Zwei Tage lang also Präsentieren und Profilieren. Und damit sind nicht nur die Tests des Senders gemeint. Auch jedes Gespräch mit den Mitbewerbern artet in einen journalistischen Hahnenkampf aus. Wer arbeitet schon bei der WELLE? Wer war schon bei den Öffentlich-Rechtlichen? Und wer „nur“ bei den Privaten? Und wer spricht eine Fremdsprache?

Selbstzweifel trotz Hochglanzlebenslauf

Ich für meinen Teil spreche fließend Englisch und Russisch und gebrochen Französisch, habe in den Vereinigten Staaten und Weißrussland gelebt und kann mit Praktika bei den Öffentlich-Rechtlichen und den Privaten dienen. Meinen allerersten Artikel habe ich in der BERLINER ZEITUNG veröffentlicht, war mit 21 Chefredakteurin von Berlins größtem Studentenmagazin und danach als Studentin und freie Autorin für die FINANCIAL TIMES DEUTSCHLAND tätig. Eigentlich alles gute Voraussetzungen. Doch auch die Konkurrenz ist meilenweit davon entfernt zu schlafen.

Eine Berlinerin tritt extrem selbstsicher auf. Sie spricht schnell und deutlich und rattert ihren Lebenslauf herunter. Sie arbeitet als Freie für den TAGESSPIEGEL, die BERLINER ZEITUNG, das TIP-Stadtmagazin. War auch schon in der Zwischenrunde beim WDR. Sie kommt bestimmt weiter. Eine andere junge Frau erzählt, sie arbeite seit fünf Jahren frei bei der DEUTSCHEN WELLE. Ein Bewerber macht Dokumentarfilme und jobbt parallel für die UN. Meine Selbstzweifel fressen sich langsam durch meinen Hochglanzlebenslauf und den Stolz, in die Endrunde eingeladen worden zu sein.

Der angekündigte Wissenstest lenkt davon ab, ist aber nicht minder anstrengend. Kurze Zwischenfrage: Wer von Ihnen kennt eigentlich den Vogel des Jahres? Wer weiß, wo Kiswahili, aber nicht Dari gesprochen wird? Die Vorbereitung auf solche Fragen ist eher schwierig. Zeitung lesen. Nachrichten schauen. Und sich auf der Seite der EU über die aktuelle EU-Ratspräsidentschaft informieren. Die Länder Südamerikas sollte man auch kennen. Die habe ich mir auf dem Weg nach Bonn noch angeschaut.

Lady Gaga oder Madonna?

Nach dem Test herrscht eine Stimmung wie nach einer Schularbeit. „Was hast du bei Frage drei?“ – „War das Lady Gaga auf dem sechsten Bild oder Madonna?“ – Mir bleibt der Mund offen stehen, als mir eine Mitbewerberin erzählt, dass sie sich bereits seit einem halben Jahr auf den Test vorbereitet. „Streber“, hätte ich früher gedacht. „Wow“, denke ich jetzt. Sie sagt das so, als ob das völlig normal wäre. Ein bisschen schräg finde ich das schon. Ich habe aber keine Zeit, lange darüber nachzudenken. Die Nachrichtenübung steht auf dem Programm. Aus dreißig Agenturmeldungen drei Nachrichten schreiben. Alles unter Zeitdruck und dem Adlerauge der Tutoren. Die meisten von ihnen sind Redakteure der DEUTSCHEN WELLE - aus Radio, Internet und Fernsehen. Sie prüfen uns schon mal während und zwischen den Übungen auf unsere Medientauglichkeit.

Das Abendessen wird zu einer weiteren Profilierungsperformance par excellence, der letzten des ersten Tags. Man geht nicht ins Bett, ohne mindestens einem der Tutoren seine Missgunst über die GEZ-Verweigerer mitgeteilt zu haben. Eigentlich ein überflüssiges Unterfangen, da sich die DEUTSCHE WELLE ausschließlich über Steuern finanziert. Kommt bestimmt trotzdem gut. Der Wettbewerb verfolgt uns bis in die Nacht. Die Glückspilze, denen das Einschlafen gelingt, träumen von den

Prüfungen des nächsten Tages. Die Schlaflosen wälzen sich in ihren Hotelbetten und denken an die Tests.

Die Folter der Warterei

Am nächsten Morgen geht es weiter. In zwei Stunden müssen wir einen Magazinbeitrag bauen. Dann Teaser schreiben und Überschriften formulieren. Dann ein Kamera- und Mikrofontest. Eine anderthalbminütige „Schalte“, in der man auf Deutsch und in einer Fremdsprache die Nominierung von Christian Wulff für das höchste deutsche Amt kommentieren soll. Die meisten können während der Mittagspause nichts essen und bereiten sich lieber auf die Schalte vor. Ich schnappe mir eine Tageszeitung und versuche mir eine Meinung zu Christian Wulff zu bilden. Was hat er Großes geleistet? Mir fällt nichts ein. Das mache ich zu meinem Hauptargument: Über Wulff weiß Otto Normalo nichts. Auch wenn ich gerade Otto Normalo bin. Die Schalte läuft gut. Ich bin eine der ersten, die es hinter sich bringt.

Eine Schalte folgt der anderen. Jeder, der rauskommt, muss sich die gleiche Frage anhören: „Und, wie war's?“ Für diejenigen, die fertig sind, beginnt jetzt die mit Abstand schlimmste Zeit – das Warten. Drei Stunden lang hängen wir über den Tischen der Hotelterrasse. Der gestrige Hahnenkampf ist vorbei. Niemand spricht mehr von seinem Lebenslauf. Jetzt sind alle gleich, gleich aufgereggt und gleich erschöpft. „Nachher sagen sie uns: Wir haben heute leider kein Foto für dich!“ Wieder der Scherz. Trotzdem lachen alle. Es ist allemal besser als die Folter der Warterei.

Als die Tutoren endlich kommen, ist die Anspannung uns geradezu ins Gesicht gemeißelt. Auch denen, die schon seit Jahren für die WELLE arbeiten. Die Entscheidungen gleichen einem Massaker: die selbstbewusste Berlinererin, die für den TAGESSPIEGEL schreibt, fliegt. Die junge Frau, die seit Jahren für die DEUTSCHE WELLE arbeitet, auch. Diejenige, die sich seit einem halben Jahr vorbereitet, kann auch nach Hause fahren. Ein paar kommen weiter. Nun bin ich an der Reihe.

Ich sage „Moin“ und bin mir meiner Chancen eigentlich relativ sicher. Sie sagen „Moin“ und wir schnacken kurz über Ostfriesland und den Norden. „Läuft alles gut“, denke ich. Bis einer von ihnen sagt: „Wie kommen wir jetzt von ‚Moin‘ zum eigentlichen Thema?“ Sie gucken mich an. Ich gucke sie an. „Sie sind moin leider nicht dabei.“

Ein Kalauer. Für mich heißt das: Ich bin raus. Wieder einmal. So wie schon beim NDR, beim MDR, beim HR, zweimal beim WDR und wie in meinem ersten Anlauf bei der DEUTSCHEN WELLE. Die Henri-Nannen-Schule und die Axel-Springer-Akademie können sich hier auch einreihen.

Gewinner und Verlierer

Später erzählte man mir, meine Mundwinkel hätten sich bei der Entscheidung so schnell der Schwerkraft gebeugt, dass klar wurde: „Sie ist nicht weiter.“ Immerhin sind die Tutoren so nett, mir ein paar Gründe für die Entscheidung zu nennen. Sie gehen pädagogisch vor und erwähnen erst die positiven Dinge. Der Kamera-test lief am besten. Die Magazinübung war auch sehr gut. Der Wissenstest riss mich dann aber herunter und die Nachrichten waren wohl auch eher mäßig. Letzteres überrascht mich dann doch, weil ich für die FTD als Studentin monatelang fast nichts anderes getan habe, als Nachrichten zu schreiben. Als ich den beiden Tutoren mein leichtes Unverständnis erkläre, sind auch sie verwirrt. Sie schauen sich an und scheinen nicht genau zu wissen, ob sie sich bei mir vertan haben – oder ob die FTD vielleicht nur mäßige Nachrichten druckt. „Sie waren ja auch eigentlich überall gut“, sagen sie dann, „es war ganz knapp. Sie waren im guten Mittelfeld, aber eben leider nicht unter den Besten der Besten.“

„So wie Frings“, denke ich. Ich schüttelte den beiden Tutoren die Hand und bedanke mich wie auf Automatik für die Erfahrung. Nach und nach entsteht ein ziemlich skurriles Bild. In der einen Ecke die freudestrahlenden Gewinnergesichter und in der anderen – die Verlierer. Anders kann man es nicht nennen. Wir haben verloren. Wir müssen unsere Koffer packen. Nach Hause fahren. Auch ich verabschiede mich ziemlich schnell.

Die kommenden Tage halte ich mich mit den folgenden zwei Sätzen über Wasser. Erstens: Du kamst unter die Top 30 von 500 Bewerbern. Zweitens: Die Bewerbungen für den MDR und den HR, der zweite Anlauf, laufen noch. Der SWR sucht ab Herbst auch wieder. Und im nächsten Frühling? Da ist die DEUTSCHE WELLE wieder dran.

„Wir wollen keine Leute, die uns nach dem Mund reden“

Adrian Schimpf, Leiter der Personal- und Managemententwicklung beim Hamburger Verlag Gruner+Jahr und Mitglied der Volontär-Auswahlkommission bei den G+J Wirtschaftsmedien, spricht im Interview über die Etappen im Auswahlverfahren, die Bewertungsmaßstäbe der Jury und den Berufs-



einstieg bei Gruner+Jahr. Entstanden ist das Interview im Rahmen eines Journalistik-Seminars an der Universität Hamburg im Wintersemester 2008/2009, als sich Adrian Schimpf bei einem Besuch den Fragen der Studierenden stellte. Redaktionell bearbeitet wurde das Interview von Isabelle Buckow.

DAS AUSWAHLVERFAHREN

Herr Schimpf, die Gruner + Jahr-Wirtschaftsmedien suchen zum 1. Januar 2011 sechs Volontäre. Mit welchen Schritten beginnt das Auswahlverfahren bei Ihnen?

Die Kandidaten müssen sich zunächst einmal bewerben. Dazu müssen sie im Vorfeld nur für uns einen Kommentar und eine Reportage zu einem jeweils von uns vorgegebenen Thema verfassen. Sie müssen also mehr machen als nur ihren Lebenslauf und ihr Anschreiben loszuschicken, sondern sie fertigen zusätzlich Arbeitsproben nur für diese eine Bewerbung bei uns an. Und dann haben sie noch nicht einmal die Gewissheit, dass sie auch zum Auswahltag eingeladen werden. Wir verlangen damit eine relativ hohe Vorleistung – können so aber sicher sein, dass die Bewerber uns nicht nur aus einer Laune heraus eine Bewerbung schicken.

Wie viele Bewerber nehmen das auf sich?

In der Regel haben wir zwischen 50 und 80 Bewerber. Aus diesen wählen wir 16 aus,

die wir für einen Auswahltag einladen. Bei diesem Auswahltag gibt es vormittags schriftliche Übungen: Zunächst schreiben Sie eine sogenannte „Sitzreportage“ – heißt: die Kandidaten müssen für die Reportage nicht losziehen, um zu recherchieren, sondern sie erleben das, worüber sie die Reportage schreiben, direkt am Platz. Ein Klassiker ist zum Beispiel die Überraschungs-Ei-Reportage: Die Kandidaten öffnen ein Überraschungs-Ei und müssen darüber eine Reportage schreiben. Die Kunst besteht darin, einen total banalen Vorgang so zu beschreiben, dass der Leser gefesselt ist und unbedingt weiterlesen möchte. Sie müssen keine komplette Reportage schreiben, der Anfang reicht. Doch das muss so spannend und erlebbar sein, dass man unbedingt wissen möchte, wie es weitergeht. Überraschungs-Ei öffnen, Erdnuss knacken, Banane schälen, Brausepulver in Wasser auflösen, Seifenblasen pusten – das alles sind Dinge, die völlig banal sind und die die Bewerber super am Platz verrichten können.

Wie geht es weiter?

Als Nächstes schreiben die Bewerber einen Kommentar zu einem wirtschaftlichen oder politischen Thema. Wir erwarten, dass sie zu wenigstens einem der beiden möglichen Themen eine Meinung haben und diese auch druckreif formulieren können. Anschließend schreiben sie eine Nachricht aus Agenturmeldungen zusammen. Dann folgen ein Wissenstest, eine Übersetzung und eine Gruppendiskussion. Diese Diskussion simuliert eine Redaktionskonferenz. Wir beobachten die Bewerber, wie sie sich in einer Gruppe verhalten, ob sie gute Ideen haben und inwiefern sie um ihre Meinung kämpfen. Auf diese Weise bekommen wir einen ersten Eindruck von ihrer Person.

Wie läuft dann das Einzelgespräch ab?

Die Prüfungskommission sitzt zu neun dem einzelnen Bewerber gegenüber, den wir zwanzig Minuten lang interviewen. Das Gespräch dient jedoch nicht dazu, Sie unter Druck zu setzen. Wir stellen Ihnen nicht gezielt Stressfragen um des Stresses willen. Wir fragen nur das ab, was wir wirklich wissen wollen. Wenn Sie zum Beispiel unserer Meinung nach bei der Reportage schlecht abgeschnitten haben, dann könnten wir Ihnen die Frage stellen, wie Sie selbst die Reportage fanden und wie Sie Ihre eigene Leistung beurteilen würden. Oder wir fragen nach, wenn wir etwas in Ihren Lebenslauf nicht verstehen. Es gibt auch typische Fragen, die wir

immer wieder stellen. Eine dieser typischen Fragen ist, warum Sie eigentlich Journalist werden wollen oder welche Geschichte Sie gerne machen würden, wenn Sie unbegrenzte Ressourcen zur Verfügung hätten. Das sind Klassiker.

Was sollte man denn im Einzelgespräch sagen, wenn man die eigenen schriftlichen Übungen selbst schlecht fand?

Schlecht ist es, wenn Sie die Reportage total verhasst haben, das selbst so sehen und auf Nachfrage sagen, dass es super gelaufen ist. In dem Fall bekommen wir das Gefühl, dass Sie a) es nicht können und b) auch nicht wissen, dass Sie es nicht können. Wenn Sie es verhasst haben, haben Sie es eben verhasst. Sie könnten sagen, dass es entweder am Zeitdruck lag oder dass Sie mit dem Überraschung-Ei überhaupt nichts anfangen konnten oder einfach einen Blackout hatten. Eine relativ kurze Begründung reicht. Die entscheidende Frage ist, ob Sie dazu stehen, dass es nicht geklappt hat und ob Sie erkennen lassen, dass Sie ein kritisches Gespür für die eigene Leistung haben.

Ein anderer Klassiker im Vorstellungsgespräch ist auch die Frage nach den eigenen Schwächen. Stellen Sie Fragen dieser Art auch?

So eine Frage muss sich aus dem Gespräch heraus ergeben. In der Regel ergeben sich viele Anknüpfungspunkte, bei denen ein Kandidat von sich aus sagt, dass er bestimmte Dinge nicht kann, nicht will oder sich nicht dafür interessiert. In dem Fall kann man nachbohren. Oder es ist auffällig, dass der Kandidat – oder die Kandidatin – nur von den eigenen Stärken redet. Da kann man dann elegant fragen, ob es eigentlich auch Dinge gibt, die er oder sie nicht so gut kann. Die ansatzlose Frage nach Schwächen provoziert doch geradezu klassische Antworten wie zum Beispiel „Ungeduld“ oder „zu ehrgeizig“ und ist daher nicht sonderlich professionell.

Haben Sie auf diese Frage jemals eine gute Antwort bekommen?

Ja, die meines Vaters. Mein Vater ist Verkäufer, heute selbstständiger Handelsvertreter, früher auch mal als Vertriebsleiter in der Büromöbelbranche tätig. Er hat auf die Frage nach seinen Schwächen in Bewerbungsgesprächen immer geantwortet, dass er kein technisches Verständnis hat. Diese Antwort war super, weil es eine echte Schwäche ist, die aber völlig irrelevant für seinen konkreten Job ist. Damit

hat man die beiden wesentlichen Punkte erfüllt: echte Schwäche, aber für den konkreten Job irrelevant. Wenn Sie als Modejournalist sagen, dass Sie kein Verständnis für Finanzfragen im Speziellen oder Mathematik im Allgemeinen haben, dann ist das eine wirkliche Schwäche, aber ziemlich irrelevant für den Job. Wenn Sie das als Wirtschaftsjournalist sagen, haben Sie ein Problem. Aber ehrlich gesagt brüte ich selbst noch darüber, wie die perfekte Antwort auf diese Frage lautet. Eine meiner Antworten ist, dass ich unglaublich unbegabt im Turnen bin.

Wie bewerten Sie es, wenn Ihnen im Einzelgespräch ein Bewerber nach dem Mund redet?

Wir wollen keine Leute, die uns nach dem Mund reden. Allerdings stellen wir auch meistens Fragen, die es schwer machen, das zu tun. Ein Beispiel: In den Bewerbungsverfahren zur Auswahl unserer kaufmännischen Trainees müssen die Bewerber unter anderem Case Studies lösen. Da ist es schwer, nach dem Mund reden. Ein Fall, den ich im Interview gerne mit den Bewerbern diskutiere, ist die Internationalisierungsstrategie von GEO. Der Einstieg in den Fall ist die Frage, welche Möglichkeiten es gäbe, eine Marke wie GEO zu internationalisieren. Dazu sollte ein Bewerber, der ein kaufmännisches Traineeprogramm durchlaufen möchte, schnell auf die üblichen möglichen Strategien, die sich bei der Internationalisierung von nationalen Marken anbieten, kommen. Aber schleimen ist da schwierig.

Gibt es Eigenschaften, die man als Bewerber auf jeden Fall mitbringen sollte?

Umgekehrt. Es gibt ein paar Sachen, die im Einzelgespräch oder in der Gruppendiskussion sehr negativ auffallen können. In der Gruppendiskussion ist es schlecht, wenn Sie als Bewerber gar nichts sagen. Das sprechen wir dann oft im Einzelgespräch an. Natürlich kann es sein, dass man einfach einen Blackout hatte. Trotzdem ist es schlecht, weil eine Gruppendiskussion nun einmal dazu dient, dass man den Bewerber in der Gruppe erlebt. Wenn Sie nichts sagen, haben wir keinen Erkenntnisgewinn. Genauso negativ ist es, wenn Kandidaten andere Teilnehmer in der Gruppendiskussion platt machen. Sie dürfen Ihre Meinung durchaus kraftvoll vertreten und für Ihre Überzeugungen kämpfen. Aber wenn Sie permanent die anderen mundtot machen, unterbrechen, nicht zuhören oder manipulative Tricks anwenden, dann registrieren wir das ziemlich genau – und haben Zweifel, ob so jemand zu Gruner+Jahr passt. Auch im Einzelgespräch gibt es nichts Schlimmeres,

als nur eingeschüchtert dazusitzen und nichts zu sagen. Wir hören es lieber, wenn Sie höflich und argumentativ geschickt auch mal Contra geben. Ganz schädlich ist Rumgelaber. Wenn Sie keine Ahnung von etwas haben, ist es besser, das einfach zuzugeben. Es ist auch im Interview bei der Bewerbung zum Volontär bei den G+J-Wirtschaftsmedien völlig in Ordnung zu sagen: „Ich verstehe nichts von Finanzderivaten, aber ich traue mir zu, dass ich mich schnell und gründlich dazu schlau mache. Von den anderen Feldern Politik und Wirtschaft habe ich genug Ahnung, darüber können wir gerne diskutieren.“

DIE BEWERTUNG

Wie entscheiden Sie nach dem Auswahlverfahren darüber, welche Kandidaten geeignet sind und welche nicht?

Nach den beiden Volontärs-Auswahltagen – seit 2009 nehmen wir uns zwei Tage Zeit, die Bewerber kennen zu lernen – kommen alle neun Juroren zusammen und halten zunächst fest, wer nach einstimmiger Auffassung aller Juroren nicht überzeugt hat. Neun Juroren haben einen sehr unterschiedlichen Blick auf die Bewerber und so schließen wir nach diesem Verfahren von den 16 Kandidaten meist höchstens drei bis vier Bewerber ohne weiterführende Diskussion aus. Damit bleiben 12 bis 13 übrig, die wir in Form von Rankings beurteilen. Jeder der neun Juroren macht zunächst sein Ranking, ohne sich mit den anderen abzustimmen. Hinterher wird zusammengezählt. Wenn für einen Kandidaten etwa neunmal Platz 1 vergeben wurde, dann hat der Kandidat neun Punkte. Wenn neunmal Platz 12 vergeben wurde, dann hat der Kandidat 9×12 Punkte, also 108. So bekommen Sie schnell heraus, wer Everybody's Darling ist und wer weit abgeschlagen ist. Die weit abgeschlagenen Bewerber kommen dann meistens nicht weiter in Betracht, aber in der Regel bleiben die zehn besten Bewerber im Rennen. Über die wird dann intensiv diskutiert und oft haben wir erst nach mehreren Stunden einen Konsens, wem wir die Plätze anbieten wollen.

Gibt es bei der Bewertung Unterschiede zwischen Personalverantwortlichen von Verlagsseite und Chefredakteuren?

Es gibt eine unterschiedliche Gewichtung bei der Bewertung von formalen Kriterien

und Zeugnisnoten. Ich bin bei meinen Redakteurskollegen als Zeugnisfetischist verschrien, weil ich mir immer das Abiturzeugnis angucke. Ich schaue mir – bei den Wirtschaftsmedien kann eine gewisse Zahlenaffinität nicht schaden – auch immer die Mathenoten im Abiturzeugnis an. Weiterhin möchte ich die Note der Studienabschlüsse wissen und suche auch – klassische Personalarbeit – nach Lücken im Lebenslauf. Andere Juroren legen weniger Wert auf diese Dinge. Bis auf diesen Unterschied achten wir alle aber meistens auf das Gleiche. Auch für Redakteure ist es wichtig, sich zu fragen, ob jemand sozial in die Redaktion passt, genug Biss und eine eigenständige Persönlichkeit hat. Und natürlich lege ich genau so wie Redakteure in der Auswahlkommission Wert darauf, dass die Bewerber für ein Volontariat vor allem journalistisches Talent erkennen lassen. Hier verlasse ich mich natürlich stark auf die Einschätzung der acht Journalisten in der Auswahlkommission. Wenn die Übungs-Reportage allerdings selbst für meine Laien-Augen mit einem szenischen Einstieg beginnt, der kein szenischer Einstieg ist und die ersten drei Metaphern misslingen, dann haben wir natürlich alle Zweifel, ob der Bewerber genügend Potential hat.

In der Regel haben die Bewerber ja bereits ein Uni-Zeugnis. Sollte man das Abiturzeugnis der Bewerbung überhaupt noch beilegen?

Ja, immer. Weil man daran eine Entwicklung erkennen kann. Wenn Sie das Abitur mit 3,0 machen und das Studium mit 2,0 abschließen, haben Sie sich offensichtlich irgendwann gefangen und zusammengerissen. Wenn Sie das Abitur mit 1,0 machen und das Jura-Studium mit 4,0 gerade so eben bestehen, dann würde mich der Grund für die Entwicklung interessieren.

Spielt auch das Anschreiben eine Rolle?

Ja. Es darf kein Standardanschreiben sein. Und, große Bitte: Machen Sie es kurz. Ich finde es immer wieder überraschend, dass es immer noch dreiseitige Anschreiben gibt. Beziehen Sie sich auf die Ausschreibung. Schreiben Sie, dass Sie das können, was gesucht wird. Dann wissen wir, dass Sie sich mit dem Stellenprofil auseinandergesetzt haben.

Wie werden Lebenslauf, Arbeitsproben, Tests und Gespräche gewichtet?

Darauf kann ich Ihnen keine klare Antwort geben. Bei der Suche nach den G+J-Wirtschaftsmedienvolontären können Sie bei den einzelnen Juroren meist mit folgenden Gemütszuständen rechnen: Bevor es mit der Auswahltagung losgeht, gucken wir uns morgens die Mappen der eingeladenen Bewerber noch einmal an und sagen uns, dass wir uns eigentlich selbst alle entlassen müssten, weil wir mit diesen tollen Lebensläufen der Kandidaten nicht mithalten können. Wir sind dann immer völlig eingeschüchtert. Aber oft stellen wir fest, dass einige Bewerber darunter sind, die eine Sache offenbar ganz besonders gut beherrschen – nämlich den eigenen Lebenslauf aufzupolieren. Solche Kandidaten tun sich keinen Gefallen. Dann gibt es Leute, die wirklich wahnsinnig viel auf dem Kasten haben und im ohnehin schon fantastischen Lebenslauf eher noch bescheiden waren. Unter Hobbys steht dann „Handball“ und auf Nachfrage erfährt man, dass die Bewerberin in der 2. Bundesliga spielt. Das ist dann sehr beeindruckend. Und dann haben wir Fälle, bei denen wir uns selbst nicht sicher sind. Auch wir irren uns und treffen Fehlurteile. Manchmal sehen wir einfach nicht, dass jemand passt oder nicht. Manchmal haben wir auch Bewerber, bei denen der Lebenslauf toll ist und auch die schriftlichen Übungen ganz ordentlich sind, aber das Gespräch nicht. So einen Bewerber behalten wir trotzdem erst einmal in der engeren Auswahl, wenn wir glauben, dass wir ihn ausbilden können. Aber das ist vom Einzelfall abhängig.

Wer korrigiert die einzelnen Tests?

Alle aus dem 9er-Gremium sind bei den Korrekturen dabei. Die journalistischen Übungen – Reportage, Kommentar, Nachricht – werden jeweils von zwei Redakteuren unabhängig voneinander nach dem Schulnotensystem zwischen 0 bis 15 Punkten bewertet. Der Wissenstest wird von mir, die Übersetzung vom Chefübersetzer bewertet. Am Ende entsteht so ein klares Notenbild, das aber nicht verbindlich für das finale Ranking des einzelnen Jurors ist. Jeder Juror kann sich nämlich alle Übungen noch einmal selbst durchlesen und sich selbst sein eigenes Urteil bilden.

Gibt es ein typisches Profil von Leuten, die sich bei Ihnen im Bewerbungsverfahren durchgesetzt haben?

In der Regel sind das Leute, die nicht zu still und nicht zu draufgängerisch sind und dabei trotzdem eine eigenständige, individuelle Persönlichkeit erkennen lassen.

Was heißt das konkret?

Der typische Kandidat, der sich im Volontärs-Auswahlverfahren der G+J-Wirtschaftsmedien durchsetzt, hat eine ganze Reihe an Praktika und journalistischen Erfahrungen gemacht. Das ist ein hartes Kriterium. Wenn Sie mit dem Volontariat beginnen, dann ist Gruner + Jahr meist nicht der erste Verlag, den Sie von innen sehen. Das Ausbildungsniveau ist dementsprechend hoch. Deswegen sollten Sie ein abgeschlossenes Studium haben, wobei die Note den meisten Juroren nicht so wichtig ist. Das ist übrigens beim kaufmännischen Traineeprogramm von G+J anders, da achten wir insgesamt stärker auf Noten. Vor allem aber müssen angehende Volontäre im Bewerbungsverfahren eine ganz zentrale Frage beantworten können: Warum wollen sie Journalist werden? Warum brennen Sie darauf, Journalist zu werden? Wenn Sie diese Begeisterung Ihrem Gegenüber vermitteln können, wenn man Ihnen abnimmt, dass Sie wirklich nichts anderes machen wollen als Journalist zu werden, dass sie wirklich recherchieren wollen, schreiben wollen, Dinge erklären wollen, dann haben sie tatsächlich einen großen Schritt in Richtung Volontariat getan.

Bekommt man eine Begründung, wenn man nicht genommen wird?

Ja, jeder bekommt eine Begründung, wenn er oder sie das will.

Kann man sich noch einmal bewerben, wenn man durchgefallen ist?

Das ist in der Regel möglich.

Wie gehen Sie mit Wiederholern um?

Die Erfahrung zeigt, dass diese Bewerber es auch beim zweiten Mal nicht schaffen. Das Problem ist, dass sie bei einer Wiederholung mit einer Hypothek belastet sind. Es ist irrsinnig schwer für jeden einzelnen Juror in der Auswahlkommission, sich von den Eindrücken des ersten Versuchs frei zu machen. Wir erwarten ganz einfach, dass wir eine Entwicklung und Verbesserung sehen, was wahrscheinlich dazu führt, dass die Erwartungen an einen solchen Kandidaten tendenziell zu hoch sind.

DER BERUFSEINSTIEG

Volontariate und feste Stellen sind knapp. Wie finden Sie es, wenn ein junger Journalist nach dem Studienabschluss bei Ihrem Verlag noch ein Praktikum machen will?

Das kommt insbesondere darauf an, wie viele journalistische Praktika ein Absolvent bereits während des Studiums gemacht hat. Wer schon fünf Praktika abgeleistet hat, dem würde ich eher raten, sich jetzt um einen Platz in einem Volontärsprogramm oder einer Journalistenschule zu bewerben. Wir erleben aber zunehmend, dass die flächendeckende Extrem-Verschulung der Bachelorstudiengänge, die ich sehr bedauere, dazu führt, dass die Studenten keine Möglichkeit mehr haben, ausreichend journalistische Praktika während des Studiums zu absolvieren, so dass sie diese Phase dann zwangsläufig nachholen müssen.

Haben Ihre Volontäre nach der Ausbildung heute noch Chancen, von den Gruner + Jahr-Wirtschaftsmedien übernommen zu werden?

Bisher ja. Vielen Volontären, die in den vergangenen Jahren durch ihre Leistung in dem zweijährigen Volontariat überzeugt haben, konnten wir später ein Angebot machen.

Wie stehen die Chancen bei Initiativbewerbungen? Auf Ihrer Homepage fordern Sie dazu auf.

Manchmal haben Sie Glück und eine Initiativbewerbung kommt genau zur richtigen Zeit. Die Chance, dass Ihre Bewerbung genau zum richtigen Zeitpunkt kommt, ist allerdings gering.

Haben Absolventen der Henri-Nannen-Schule einen Bonus, wenn sie sich bei Gruner + Jahr auf feste Stellen bewerben?

Die Ausbildung bei der Henri-Nannen-Schule genießt vollkommen zu Recht einen exzellenten Ruf, so dass Absolventen der Henri-Nannen-Schule nicht nur bei G+J einen Stein im Brett haben, sondern branchenweit. Allgemein gilt allerdings: Sobald es um feste Redakteurs-Stellen geht, ist es ganz essentiell, dass Sie die

nötigen Kontakte haben. Sie sollten die Chefredakteure, Ressortleiter und sonstigen Leute kennen, die die Einstellungen vornehmen. In der Regel besetzen Redakteure freie Stellen mit Leuten, die sie bereits von irgendwoher kennen. Anzeigen werden nur in Ausnahmefällen geschaltet. Man muss also ein Netzwerk von Leuten knüpfen, um so eine Festanstellung zu bekommen. Und Henri-Nannen-Schüler haben während ihrer Ausbildung zahlreiche Gelegenheiten, sich genau dieses Netzwerk aufzubauen. Bewerbungen für die Aufnahme bei einer Journalistenschule oder ein Volontariatsprogramm sind Sondersituationen – da kommt es auf das jeweilige Auswahlverfahren an, ob Ihnen Kontakte helfen oder nicht.

Heißt das, dass man ohne ein Netzwerk gar nicht erst bei Gruner+Jahr reinkommt?

Ich glaube, dass Sie das nicht auf Gruner+Jahr begrenzen können, sondern dass dies grundsätzlich im Journalismus so ist. Feste Redaktionsstellen werden vor allem durch Kontakte besetzt. Sehr häufig weiß man ja schon vorher, dass demnächst eine Stelle frei wird. Natürlich fangen die Teamleiter und Ressortleiter dann schon an zu überlegen, wen sie sich für den Posten vorstellen können. In den meisten Fällen kennt derjenige, der letztlich die Stelle zu besetzen hat, bereits im Vorfeld mindestens vier geeignete Kandidaten – und einer davon wird es dann. Das ist die Realität.

Adrian Schimpf, Jahrgang 1969, ist Leiter der Personal- und Managemententwicklung bei Gruner+Jahr. Er studierte nach dem Abitur von 1988 bis 1995 Jura an der Universität Hamburg. Während des sich anschließenden Rechtsreferendariats arbeitete er nebenberuflich für die Rechtsabteilungen der Hamburger Morgenpost und der Sächsischen Zeitung, bevor er 1997 als Anwalt in Dresden zugelassen wurde. Von 1999 bis 2001 und 2004 bis 2007 war er Leiter Personal & Recht der Financial Times Deutschland, zwischen 2001 und 2004 lehrte er an der University of Surrey deutsches und englisches Recht. Seit dem 01.01.2008 leitet Adrian Schimpf beim Medienhaus Gruner+Jahr die Personal- und Managemententwicklung. In dieser Funktion ist er weiterhin an der Auswahl der Volontäre der G+J-Wirtschaftsmedien beteiligt.

„Die Ellenbogen können gar nicht spitz genug sein“

12 Thesen von zukünftigen Akteuren,
präsentiert bei den Mainzer Tagen der Fernsehkritik 2010

Juliane Bergmann, Carsten Christian, Laura Schneider

1. In der sich wandelnden Medienwelt weiß keiner, wohin die Reise führt – Nachwuchsjournalisten noch weniger!

Die vernetzte Welt verändert das Berufsbild des Journalisten. Es muss sich – und mit ihm die Journalisten – den neuen Umständen anpassen. In welche Richtung das führt, ist aus heutiger Sicht schwer vorauszusagen. Und dennoch müssen wir uns die Fragen stellen: Wie können wir uns am besten auf die Veränderung einstellen? Wie schaffen wir es, dass sich der Journalismus nicht nur verändert, sondern verbessert, Bereits in der Ausbildung wird deutlich, dass niemand weiß, wohin es geht. Aber an den Hochschulen befasst man sich mit dieser Frage immerhin. Nicht zu wissen, wohin es geht, ist nicht schlimm. Schlimm wäre es, sich erst gar nicht damit auseinanderzusetzen.

2. Chefredakteure erwarten von uns einen Lebenslauf, der zeitlich unmöglich ist.

Es mag ja sein, dass es tolle Stellen gibt. Stellen, um die es sich zu kämpfen lohnt. Doch die Leute, die dort in den Chefsesseln sitzen, haben illusorische Idealvorstellungen von künftigen Mitarbeitern. Wir sollten das hier alles mitbringen: etliche Praktika-Erfahrungen, einen tollen Studienabschluss. Wenn wir eine Fremdsprache sprechen, ist das gut, zwei Fremdsprachen wären hingegen besser. Am besten sollten wir in einer Weltreise uns selbst und den Mittelpunkt der Erde entdeckt haben. Darüber hinaus können wir gerne Quereinsteiger sein, mit einer ganz witzigen, abwegigen Berufsbiografie, und zahlreiche Erfahrungen aus einem anderen Fachgebiet mitbringen. Ein Spezialist, wie wunderbar. Das alles muss in möglichst kurzer Zeit geschehen sein, denn – na klar – man will ja junges Blut in die Redaktion bekommen. Mittzwanziger gelten als alte Säcke. Wir gelten als alte Säcke.

3. Für andere bedeuten 14 Semester einen Ingenieurs- oder Arzttitel. Für uns bedeuten 14 Semester – viel zu oft – Arbeitslosigkeit.

Sie fragen sich vielleicht, liebe Kollegen, warum sprechen die von 14 Semestern? Gehören die auch zu den faulen Langzeitstudenten? Nein – das ist nicht so. Und trotzdem: Wir alle drei haben bereits einen Bachelor-Studiengang beendet. Das sind sechs Semester. Gerade schließen wir unseren Master-Studiengang ab. Wir sind im 10. Fachsemester. Danach, trotz Master-Titel, brauchen wir ein Volontariat, um wenigstens eine Chance auf einen Job zu haben. Das sind wieder zwei Jahre, also vier Semester. Wenn wir uns also – endlich (!!!) – Redakteure nennen dürfen, haben wir eine siebenjährige Ausbildung hinter uns. Und diese ist keine Garantie für einen Arbeitsplatz. Sie ist eher Pflicht. Das ist okay, bedenkt man die große Verantwortung, die ein Journalist übernimmt. Okay ist aber nicht, wenn man trotz der langen Ausbildung keinen Job bekommt. Da sollten Journalisten sich doch fragen: Müssen auch ausgebildete Ingenieure und Ärzte kellnern gehen, um ihren Lebensunterhalt zu finanzieren? Und wir fragen uns: Warum müssen wir es dann?

4. Crossmediale Allrounder gesucht: Simultan machen sie alles und verstehen nichts richtig

Das Internet bietet dem User neue Möglichkeiten der Nutzung. Darauf muss sich der Journalismus einstellen. Vorbei sind die Zeiten, in denen der Texter zu einem Termin fuhr, ein Interview führte und seinen Artikel schrieb. Heute muss er die Kamera im Anschlag bereit halten, im Kopf schon den Text planen und am besten schon eine Fotogalerie parat haben. Wer auf mehreren Kanälen denken und arbeiten muss – Text, Ton, Bild –, läuft Gefahr, von allem etwas zu machen – aber nichts richtig gut. Zudem muss die Produktion für das Netz schnell geschehen. Wer nicht mithalten kann, fliegt raus. Oder geht freiwillig. Denn bei all dem Aufwand, den Online-Journalisten betreiben: Die Entlohnung ist oft dürftig. Viele steigen müde und demotiviert aus dem Beruf aus. Und so sage ich Ihnen, verehrte Kollegen: Der Online-Journalismus verheizt die Neueinsteiger geradezu.

5. Für einen Kaffee zahlt man 2,50 Euro, für eine Zeitung aber nicht!

Na klar, es gibt großartige Zeitungen in diesem Land. Witzige, originelle, sehr gehaltvolle Zeitungen. Wir wollen daran mitwirken. Das Problem ist nur, wer kauft diese Zeitungen und – fast noch wichtiger – wie viele kaufen diese Zeitungen? An so gut wie jeder zweiten Straßenecke Deutschlands gibt es einen Kiosk. Im Grunde keine recht große Hürde bis hin zur journalistischen Feinkost. Trotzdem sah der

deutsche Pressemarkt zum Jahresende 2009 ganz und gar nicht rosig aus. Die Bilanz der IVW: die Gesamtverkäufe aller Pressegeattungen sinken. Fragt man nun aber den Deutschen Kaffeeverband – ja, den gibt es –, so freut der sich über ein ganz anderes Konsumentenverhalten. Allein im Jahr 2009 wurden mehr Espresso-Bohnen abgesetzt als in den gesamten Neunziger Jahren. Ich sage nur: „Coffeeto-go-Gesellschaft“. Wenn ich mir so etwas vorstelle, muss ich resignieren. Das Publikum ist arrogant. Es ist zu geizig, für guten Journalismus zu bezahlen.

6. *Vor Ihnen steht nicht die Generation Praktikum. Wir sind die Generation der Ausgebeuteten!*

Kontakte sind das A und O. Leider sind sie oft sogar wichtiger als journalistisches Talent. Und wie knüpft man als Journalistik-Student Kontakte? Genau – durch Praktika. Es lebe die „Generation Praktikum“ – nicht nur im Journalismus. Auch in anderen Bereichen freut man sich über günstige, qualifizierte Arbeitskräfte. Das ist okay – denn auch wir profitieren ja vom „Hineinschnuppern“ in Redaktionen. Der Begriff „Generation Praktikum“ trifft bei uns aber oft nicht mehr zu. Vor Ihnen, liebe Kollegen, steht die Generation der Ausgebeuteten. Das mag übertrieben pessimistisch klingen. Aber: Selbst große Titel, Verlage, Sender – übrigens auch die öffentlich-rechtlichen – zahlen für ein mehrmonatiges Praktikum nichts. Keinen Cent! Und das, wo man doch wochenlang eine Vollzeitstelle besetzt, Texte publiziert, Ideen einbringt. Und wenn dann dienstliche Ausgaben wie Fahrtkosten nicht erstattet werden oder man gar Geld für das Mineralwasser in der Redaktion bezahlen muss – fällt einem kein anderes Wort mehr ein als: „Ausbeutung“.

7. *Mit dem Internet führen wir einen ständigen Kampf – es ist Fluch und Segen zugleich.*

Das Internet hat dem Journalist die Arbeit erleichtert. Informationen bekommt er so schnell wie noch nie zuvor. Wissen ist in riesigen Umfang gespeichert und abrufbar. Aber hierin liegt auch eine Gefahr: Journalisten müssen mit dem Medium umzugehen wissen. Welche Quellen sind seriös? Wo finde ich diese Quellen? Medienkompetenz muss schon früh in der Ausbildung vermittelt werden. Für den Nutzer bietet das Netz durch Aktualität und Schnelligkeit ebenfalls Vorteile. Gerade junge Nutzer wandern von den traditionellen Medien nach und nach zum Internet ab. Einnahmen brechen weg. Sie müssen im schlimmsten Fall Personal entlassen. Es ist versäumt worden, für journalistische Inhalte ein Entgelt zu verlangen. Nun, liebe Kolleginnen und Kollegen, ist es zu spät. Der Trend folgt einer

Abwärtsspirale: Es ist kaum Geld vorhanden, weswegen Artikel vor allem schnell, nicht aber gründlich angefertigt werden. Gründlichkeit braucht Zeit. Und wie wir alle wissen ist Zeit Geld. Das Produkt wird schlechter. Kunden merken das. Die Besucherzahlen sinken. Es ist noch weniger Geld da. Der Kreislauf beginnt von vorne. Solange, bis der Medienanbieter es sich nicht mehr leisten kann, überhaupt noch „Content“ produzieren zu lassen.

8. *Gebührenfinanziertes Fernsehen muss mutiger werden.*

Mutig? Zum einen brauchen wir mutig platzierte Formate. Das heißt: Gutes muss in die Rush Hour! Hier sei das Beispiel „ZAPP“ als eines von vielen genannt. Eine Ausstrahlung um Mitternacht kann auch nur lahme Quoten bringen. Da braucht man sich nicht wundern, nur Nischen-Format zu bleiben. Wer von Ihnen setzt sich denn um 23:05 Uhr vor den Fernseher, obwohl er morgens wieder früh auf der Matte stehen muss? Als „ZAPP“ wegen des Sommerlochs 2009 kurzzeitig vorverlegt wurde, war man positiv überrascht über die ungewohnt gute Quote. Das ist doch ein Zeichen! Mutig, das heißt auch: Wir brauchen mutige Inhalte bei den Öffentlich-Rechtlichen. Die Formate haben eine „Verjüngungskur“ nötig. Frischer Wind muss her. Junge Menschen sollen moderieren. Sonst ergraut das Publikum und stirbt langsam aus. Formate wie „Kavka“, die interaktive Talkshow mit Markus Kavka, sind längst überfällig gewesen. Schade nur, dass man solche Sendungen – vorsichtig und zaghaft, wie man ist – in den ZDF-Infokanal steckt und nicht ins Mutterschiff – das ZDF an sich. Wir sagen: Mehr davon! Und zwar sichtbar!

9. *Nachwuchsjournalisten könnten gefragt sein – wenn es nur nicht so viele davon geben würde!*

Im Umkehrschluss bedeutet diese These: Es gibt euch wie Sand am Meer, auf genau dich sind wir also nicht angewiesen. Das ist die Grundlage, auf der Nachwuchsjournalisten verhandeln müssen. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Der Bachelor-Studiengang „Medien- und Kommunikationswissenschaft“ an der Uni Hamburg, den auch wir als erstes studiert haben, bricht Jahr für Jahr Rekorde. Im letzten Jahr haben sich 3169 Leute auf – jetzt kommt es – 29 Plätze beworben! 2005 wurde ich mit meinem Abi-Schnitt von 1,4 abgelehnt, nur aus Glück bin ich noch nachgerückt. Was ich Ihnen damit sagen will: So viele wollen „etwas mit Medien“ machen, dass die Konkurrenz unmenschlich wird. Die Verantwortlichen in den Redaktionen wissen das – und nutzen es viel zu oft aus. Nicht nur bei Praktika. Es gibt so viel Nachwuchs, dass beliebig ausgewählt werden kann. Wenn man also unerwünschte Ansprüche

stellt, ist man schnell weg vom Fenster. Wir müssen uns entscheiden: Entweder wir nehmen alles so hin oder wir werden durch andere ersetzt.

10. Konkurrenzkampf statt Teamarbeit: Jeder kämpft für sich alleine und alle gegeneinander.

Nur gemeinsam können Journalisten gegen unzumutbare Zustände etwas bewirken. Die Wirklichkeit sieht leider anders aus. Wir stechen uns gegenseitig aus, wo wir nur können. Die Ellenbogen können gar nicht spitz genug sein. Lassen Sie mich ein Beispiel nennen: Spricht sich jemand gegen schlechte Arbeitsbedingungen aus, kann er gerne gehen. Der Nächste steht schon vor der Tür und freut sich, dass der andere „freiwillig“ Platz gemacht hat. Anstatt die Zustände zu boykottieren, nehmen wir sie aus Konkurrenzdruck in Kauf – und festigen sie dadurch. So, liebe Kollegen, ändert sich nie etwas. Unsere Berufsgruppe muss zusammen nach neuen Wegen suchen. Zum Beispiel muss über die Zusammenarbeit mit großen Verlagshäusern nachgedacht werden. Denn zurzeit, und das muss man leider so deutlich sagen, nutzen Verlage die Gegebenheiten aus, um Textpreise möglichst niedrig zu halten.

11. (Freier) Journalist – ein Beruf für die, die es sich leisten können.

„Rechnet damit, dass ihr nach der Ausbildung mindestens ein paar Jahre frei arbeiten müsst.“ Der Satz wird gesprochen wie eine Warnung. Unter freien Journalisten führt die enorme Konkurrenz zu Lohn-Dumping und – wenn man es so sagen kann – Sozial-Dumping. Das Beispiel der Freien in Deutschland, deren Anteil bekanntlich immer größer wird, ist erschreckend. Freie Journalisten sind oft junge Journalisten – und sie sind Journalisten zweiter Klasse. Laut einer Studie des DJV verdienen 40 Prozent der Freien weniger als 1000 Euro im Monat. Sie haben kaum soziale Absicherungen, keine Kreditwürdigkeit, keine berufliche Sicherheit. Da es aber so viele andere, und im Zweifelsfall immer Bessere gibt, halten Verlage und Sender die Preise niedrig. Mehrfachverwendungen werden nicht vergütet. Bezahlte Recherche? Nein danke! Welches Fazit kann man also ziehen? Journalismus – und besonders zeitintensiver Qualitätsjournalismus – ist in Zeiten des Internets ein Beruf für die, die es sich leisten können. Aussterben muss er nicht. Er muss nur von denen gemacht werden, die nicht finanziell von ihm abhängig sind.

Warum wir hier trotzdem stehen? Das fragen Sie sich jetzt. Das haben wir uns auch gefragt.

12. Idealismus ist das, was den Beruf am Leben hält.

Wir Journalisten sind so wichtig für unsere Gesellschaft, dass man unsere berufliche Freiheit per Gesetz hat schützen lassen. Wer kann das schon von sich behaupten? Ehrlich sein dürfen. Kritisch sein dürfen. Mit offenen Augen durch die Welt gehen, Themen finden. Ein unbegrenztes Fragerecht haben. Berichten, schreiben und sprechen – über das, was wir für wichtig empfinden. Das alles treibt uns an. Das alles ist der Lohn für die Hindernisse und Missstände, die wir hier angesprochen haben. Wir, die wir noch am Anfang unseres Berufsweges stehen, hoffen trotzdem, dass etwas geschieht. Dass guter Journalismus wieder gut bezahlt wird. Dass er vom Publikum wertgeschätzt wird. Damit es nicht unser Idealismus allein bleibt, von dem wir uns zu ernähren versuchen.

Juliane Bergmann, Carsten Christian und Laura Schneider studieren im Master-Studiengang „Journalistik und Kommunikationswissenschaft“ an der Universität Hamburg.



**netzwerk
recherche**

Die Einsteiger.
Wie aus Praktikanten Journalisten werden.

Herausgeber: netzwerk recherche e. V.
Geschäftsstelle, Stubbenhuk 10, 20459 Hamburg

Verantwortlich: Thomas Schnedler* (Idee, Konzept und Redaktion)

Gestaltungskonzept
& Artwork: Nina Faber de.sign, Wiesbaden

Fotos: S. 40: Knut Gärtner; S. 117: Benjamin Kirsch

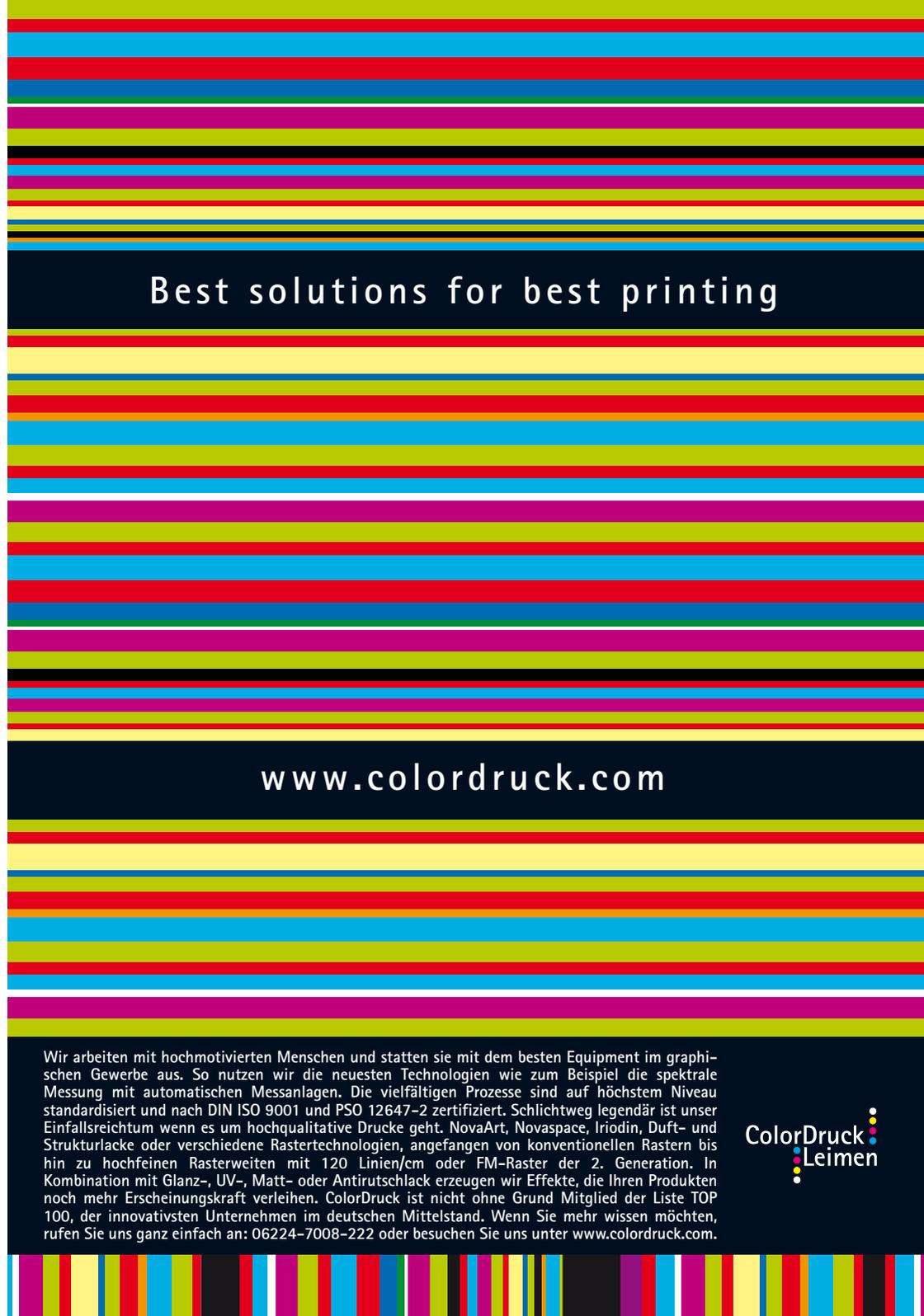
ISBN: 978-3-9812408-5-6

Druck: ColorDruck Leimen
© Juni 2010

info@netzwerkrecherche.de
www.netzwerkrecherche.de

* Dipl.-Journ., wissenschaftlicher Mitarbeiter im Arbeitsbereich der Rudolf-Augstein-Stiftungsprofessur für Praxis des Qualitätsjournalismus an der Universität Hamburg und Mitglied im Vorstand von netzwerk recherche e. V.
Kontakt: schnedler@netzwerkrecherche.de

Sie können die Arbeit von netzwerk recherche e. V. unterstützen:
Spendenkonto: Sparkasse Köln, Konto-Nr. 69863, BLZ 37050299
netzwerk recherche e. V. ist vom Finanzamt Wiesbaden als gemeinnützig anerkannt.



Best solutions for best printing

www.colordruck.com

Wir arbeiten mit hochmotivierten Menschen und statten sie mit dem besten Equipment im graphischen Gewerbe aus. So nutzen wir die neuesten Technologien wie zum Beispiel die spektrale Messung mit automatischen Messanlagen. Die vielfältigen Prozesse sind auf höchstem Niveau standardisiert und nach DIN ISO 9001 und PSO 12647-2 zertifiziert. Schlichtweg legendär ist unser Einfallreichtum wenn es um hochqualitative Drucke geht. NovaArt, Novospace, Iriodin, Duft- und Strukturlacke oder verschiedene Rastertechnologien, angefangen von konventionellen Rastern bis hin zu hochfeinen Rasterweiten mit 120 Linien/cm oder FM-Raster der 2. Generation. In Kombination mit Glanz-, UV-, Matt- oder Antirutschlack erzeugen wir Effekte, die Ihren Produkten noch mehr Erscheinungskraft verleihen. ColorDruck ist nicht ohne Grund Mitglied der Liste TOP 100, der innovativsten Unternehmen im deutschen Mittelstand. Wenn Sie mehr wissen möchten, rufen Sie uns ganz einfach an: 06224-7008-222 oder besuchen Sie uns unter www.colordruck.com.

ColorDruck
Leimen





„Wir brauchen Journalisten, die Hintergründe transparent machen und zugleich für jeden verständlich formulieren können.“

Die Zielsetzung des Journalistenpreises, den die ING-DiBa einmal im Jahr vergibt, entspricht meiner Vorstellung von einem Wirtschaftsjournalismus, der dem Bürger Urteilskraft über ökonomische Themen verschafft.“

Helmut Schmidt, Bundeskanzler a. D.

DER HELMUT SCHMIDT-JOURNALISTENPREIS 2011

Der Helmut Schmidt-Journalistenpreis wurde erstmals 1996 ausgeschrieben und wird seitdem jedes Jahr für besondere Leistungen auf dem Gebiet der verbraucherorientierten Berichterstattung über Wirtschafts- und Finanzthemen verliehen. Der Preis ist insgesamt mit 30.000 Euro dotiert.

Einsendeschluss ist der 30. Juni 2011.

Nähere Informationen zum Preis und zur Anmeldung finden Sie unter:
www.helmutschmidtjournalistenpreis.de



HELMUT SCHMIDT
JOURNALISTENPREIS

GESTIFTET VON DER
ING  DiBa